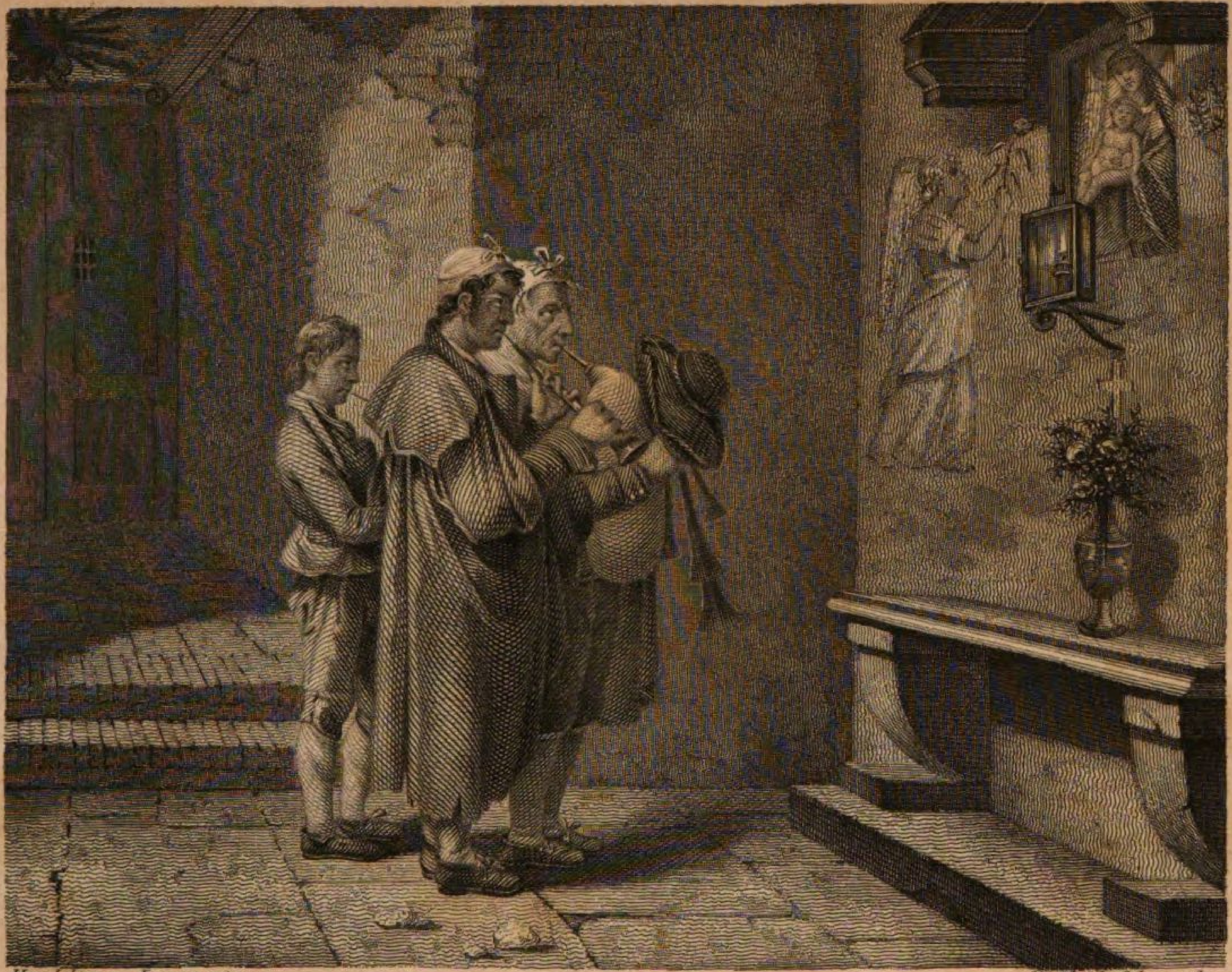
P.o.germ.
483
g

P. o. germ. 483 g
Goerwitz

541 lz



Haudebourg - Lescot pinx. *W. Hessloehl sculp.*

DIE PIFFERARI.

Buch
der
Mährchen.

Von

Bernhardt Görwitz.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,
Verlag von Ludwig Schumann.
1838.

Bayerische Staatsbibliothek München

= Gesch. 857

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sendwort

an

Theodor Hell.

Ein Gärtchen, angepflanzt mit bunten Mährlein,
Zeigt dieses Buch; der Gärtner steht und sinnt,
Und denkt: wer mag mein Gärtchen wohl besuchen?
Verborgen liegt's und Niemand kennt den Gärtner —
Da aber faßt er sich ein Herz und wagt's
Mit kühnem Wort und doch bescheid'nen Sinnes
Den Meistergärtner bittend einzuladen,
Daß er das Gärtchen seines Eintritts würdigt;
Und findet er, daß, ob auch manches Unkraut
Noch kecklich wuchert in dem kleinen Raume,
Doch hie und da ein blühend Zweiglein sproßt,
Das nicht der Erstlingsmüh' des Gärtners spottet,
So ist der Boden doch der Pflanzung werth

Und kann dereinst, wenn treuer Fleiß nicht
rastet,
Der bess'ren Blüthen wohl noch mehr er-
zieh'n. —
D'rum, edler Meister, der Du manchem
Gärtlein
Die Weih' schon gabst, daß es zum Garten
werde,
Verschmäh' auch dieses nicht, das unschein-
barste,
Und findest Du, was still ich nur erheischt,
So öffn' ich unverzagt und leichten Herzens
Mein kleines Gärtchen vor dem Aug' der
Welt.

B. Görwitz.

Inhalt.

	Seite
Das bezauberte Auge.	1
Der unglückselige Appetit, Mährchen-Anekdote. . .	27
Czerwenka, das Rothkehlchen, Böhmisches Mährchen.	45
Der homöopathische Geist, Capriccietto.	113
Die beiden Rübezahle. Ein Mährchen-Quodlibet. .	143
Die schöne Selka.	263

Als Anhang:

Sagen und Bilder, in rhythmischer Weise.	287

Das bezauberte Auge.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Der Wunsch.

Vor Zeiten regierte in dem Böhmerlande ein junger König, den die Geschichte der Sagen Sarmund nennt. Seine Gestalt war das Ideal ritterlicher Schönheit, sein Geist so reich begabt, sein ganzes Wesen so freundlich und lieb, daß er überall gepriesen und verherrlicht wurde.

Einst ritt der junge Fürst allein und vereinsamt, wie er es oft zu thun pflegte, durch den rauschenden Bergwald und dachte an sein Liebchen. Da war es ihm im Herzen gar wohl und wehe. Die Blätter flüsterten ihren Namen und nannten sie doch nicht, die Vöglein sangen von ihr und kannten sie doch nicht, die Quellen spiegelten ihr Bild und hatten's doch nicht erschaut, und Sarmund liebte sie und wußte doch nicht, wen er liebte.

Indem er so dachte und sann, kam er an eine Felsenhöhle, die von allerlei buntem Laubwerk bedeckt und umrankt war. Sein Blick verweilte auf dem überhangenden Gestein, das gar wunderbarlich gestaltet

schien. Dann war es ihm, als vernehme er einen fernen Gesang, der aus der Höhle herauftöne und es lockte ihn unwillkührlich näher. Er stieg ab von seinem Almansor, so nannte er das treue Roß, und band es an einen Baum, um gemächlicher diesen heimlichen Ort betrachten zu können. Almansor aber sah gar betrübt um sich her, denn kein Grashalm wuchs zu seiner Zungenkurzweil auf dem öden Steinboden, nur Dornen und Gestrüpp. Den ritterlichen König aber bedünkte es hier recht traulich und behaglich. Er machte sich Bahn durch das Steingeklüft, indem er den Heldendegen das ungewohnte Handwerk lehrte, Dornen und Gestrüpp zu fällen, und unverletzt stand er vor dem düstern Felseneingang. Indem er noch bei sich überlegte, ob er hineintreten wolle, siehe, da trat ihm ein kleines Männchen entgegen, kaum drei Fuß hoch, aber schlank gewachsen, mit feinen Gliedern; es hatte in seinem zarten Gesichtchen gar helle Aeuglein, ein wohlgeformtes griechisches Näschen und frische Lippen, daraus die glänzendsten Perlenzähne hervorblickten. Dann trug es ein grünes Röcklein und auf dem kleinen Haupte ein rosenfarbenes Spitzhütchen, woran silberne Glöckchen hingen, die aber so leise tönten, als wenn Thautropfen in ein stilles Gewässer träufeln.

„Sei mir willkommen, König Sarmund," sprach das Männchen, „ich habe mit Sehnsucht Deiner ge

harrt; wir sind bereit, Dich würdig zu empfangen, sofern Du geruhen willst, mir zu folgen."

Mit diesen Worten, welche noch außerdem von einladenden Geberden begleitet wurden, spazierte der Kleine voran; der König folgte, begierig auf die Dinge, die da kommen sollten. Zuerst mußte er sehr behutsam vorwärts schreiten, denn es war ganz dunkel und vielerlei Gestein und Geröll lag ihm zu Füßen. Das Männchen aber nahm sein Spitzhütlein herunter, wickelte daraus ein glänzendes Band hervor und gab es dem Könige mit dem Bedeuten, sich daran fortzugängeln. Dann stülpte es sein Hütlein wieder auf und schüttelte die Glöckchen männiglich, damit sie durch ihr gemeinsames Getön dem Riesenmanne die Spur andeuten möchten, wenn etwa der Schimmer des Bandes nicht genügen sollte. Jetzt aber stand der kleine Grünrock still und hub in singender Weise das Sprüchlein an:

Des Königs Sarmund Majestät
Vor dem Pallast der Grünen steht;
Macht auf, macht auf und laßt ihn ein,
Sein Kommen soll gesegnet sein.

Und augenblicklich flogen die Felsenmassen zurück, wie leichter Nebel; eine weite Halle stand geöffnet, von Millionen Goldsternchen erleuchtet. Das Männchen stellte sich in die Mitte und drehete den kleinen Kopf sammt dem Spitzhütlein so gewaltiglich herum,

daß die Glöckchen nur einen einzigen, aber durchdringenden Ton von sich gaben, der von unzähligen Echo's beantwortet wurde. D'rauf schwebten aus der Höhe liebliche Gestalten hernieder, Männlein und Fräulein, und alle waren bekleidet mit grünen Röckchen und rosenfarbenen Spitzhütchen. Die Damen erkannte man an grünen Schleiern, die von dem Scheitel bis auf die Sohle herniederweheten. Alsbald erklang eine lustige Musik; die zarten Füße der kleinen Gesellschaft beflügelten sich zum Tanze, der sich höchst ergötzlich ausnahm. Das Männchen, welches Sarmund eingeführt hatte, strebte ganz absonderlich darnach, durch interessante Sprünge und Cabriolen sich hervorzuthun und das Spitzhütlein spielte dabei eine Hauptrolle, wie es denn auch in den neuesten Zeiten durch Herrn Viool und Consorten auf gar possirliche Weise veranschaulicht wird. Sarmund selbst stand in Mitten des vergnüglichen Schauspiels und wußte des Staunens kein Ende. Als endlich die Tanz-Introduction vorüber war, nahete sich ihm ein zartes Grünfräulein mit sittigem Anstande, schlug den Schleier zurück, neigte sich ehrerbietig und sagte:

„Die Königin erwartet Dich, hoher Herr, vergönne mir, Dich zu ihr zu begleiten."

Sarmund zeigte sich augenblicklich bereit und die kleine Dame schwebte ihm voran. Sie kamen erst durch mancherlei Hallen und Gemächer, in denen ein

holdes Zwielicht dämmerte, das die Schönheit und Pracht derselben mehr errathen als erschauen ließ. Zuletzt gelangten sie an eine Pforte, die sich alsobald öffnete: ein weites, blaues Gewässer spiegelte ihnen entgegen, und eine Gondel, bespannt mit zwo glänzenden Schwänen, nahm sie auf. Sanft gleiteten sie hin. Aus der Ferne blickte ein freundliches Ufer herüber. — Jetzt langten sie an. — Das Land war eine Insel, lieblich wie das Paradies; ein heiterer blauer Himmel, den nie ein Wetter getrübt hatte, wölbte sich darüber hin; so eben stieg die rosige Sonne herauf, der unsrigen ähnlich, nur reiner und verklärter. Durch den Luftraum schwebten zarte, durchsichtige Gestalten, gleichsam verdichtete Lichtstrahlen mit blitzendem Geschmeide; das waren die Genien des unterirdischen Tages; die Wellen, welche diese Zauberinsel umspülten, sangen liebliche Melodieen und bunte Fischlein hüpften dazu auf der glänzenden Fläche. Ein duftiger Laubgang, durchflochten mit unzähligen Goldrosen, in denen köstliche Perlen blitzten, nahm jetzt die Beiden in seine Dämmerung auf. Sie wandelten auf weichem, elastischen Moose hin und kamen zuletzt auf einen freien Raum, dessen Schönheit und Anmuth sich schwerlich beschreiben läßt. In der Mitte desselben war ein diamantener Springbrunnen, der aromatische Wasser von allen Farben emporstrahlen ließ. Der Staubregen, welcher herniedersäuselte,

floß gedankenschnell in einander und bildete kleine ätherische Gestalten, die neckend und plätschernd sich in das goldene Becken stürzten. Um den Spingbrunnen weideten zarte Lämmchen von blüthenweißer Wolle und hüpften gar fröhlich und munter durcheinander; daneben war ein Wäldchen, welches so kühl und traut herüberdunkelte, daß man die Hirschlein beneiden mochte, die mit ihren klugen Augen daraus hervorschauten. Auf den Zweigen der Bäume und Gesträuche wiegten sich vergnügte Vöglein, von denen die größten den Colibri's an Gestalt und Farbe gleichen mochten; und in eben diesem verjüngten Verhältnisse erschien hier Alles, was Leben und Athem hatte oder duftete und blühte. Ein Geist des Frohsinns und des Friedens waltete in dem kleinen unterirdischen Himmel und theilte sich dem königlichen Fremdling mit. — Und horch, da flötete es, wie das leise Lied einer Nachtigall und süße Worte schaukelten sich in den weichen Tonwellen.

„Das ist die Königin der grünen Insel," bemerkte die kleine Begleiterin, „sie singt ein Lied von dem König Sarmund, dem Liebling ihrer Gedanken." —

Dann traten sie in eine prangende Laube, deren Zweige sich höher wölbten, um den seltenen Ankömmling zu empfangen. Ein magisches Licht umfing den verwunderten Sarmund, nicht blendend, sondern traut und geheimnißvoll, und es war ihm, als wenn in

seinem Herzen dahingeschiedene Gedanken und Empfindungen ihre Auferstehung feierten.

„Sei mir gegrüßt, König Sarmund,“ tönte es wie der melodische Hauch der Aeolsharfe und eine liebliche Gestalt schwebte vor seinen Blicken und neigte das holde Antlitz; „sei mir gegrüßt auf der grünen Insel, dem Lande der Hoffnungen. Ich bin Deine Freundin, schöner Jüngling, seit Anbeginn Deines Lebens; ich war es ja, von der die Vöglein sangen und die Blätter flüsterten; ich war es, die Dir aus den Quellen lächelte und Deine Träume verschönte. Und Du — ein leises Roth erblühete auf ihren feinen Wangen — Du liebtest mich und kanntest mich doch nicht: erkenne mich nun!“ — Und Wunder, das zarte Wesen gestaltete sich zur herrlichen Jungfrau, ein Diadem schmückte ihren Scheitel; liebe bekannte Züge lächelten Sarmund an und zogen in seine Seele wie verklärte Gedanken. Das war sein Liebchen, wie es in seinen Träumen, in seinen Ahnungen erschienen, wie es lebte in der Stille seines Herzens. Und entzückt weilte sein Auge in dem klaren Wunderspiegel des ihren.

„Ich habe Dich hieher beschieden,“ fuhr die Königin der Hoffnungen fort, „daß Du einen Wunsch aussprechen mögest, in dessen Erfüllung Du das Glück Deines Lebens zu finden glaubst. Wähle weise und eines Königs würdig!“

Sarmund sann und blickte dabei der schönen Jungfrau in das reine Auge. Die menschliche Stimme seines Herzens sprach: mache mich glücklich durch die Liebe! — Die königliche Stimme aber wünschte anders: Dein Land, Dein Volk muß Deine erste Liebe sein, und der Wunsch:

„Laß mich mein Land mit Allem, was darinnen, glücklich sehen!“ tönte freudig von der königlichen Lippe und aus dem königlichen Herzen. —

Da berührte ein süßer Kuß seinen Mund, ein holder Traum legte sich um sein Bewußtsein — er erwachte — und siehe! da stand sein Roß inmitten der schönsten Weide, wo vorher nur Dornen und Gestrüpp gestanden und wieherte den königlichen Herrn gar lustig an, als wollte es sagen: schau, edler Ritter, ich habe mir gütlich gethan, wie es dem Rosse eines Königs ziemt. Wunderbarer Weise aber fiel Sarmund die Verwandlung gar nicht auf, welche unterdessen seinem Rosse so wohl zu statten gekommen, und er freute sich nur, daß das treue Thier so guter Dinge war. Dann schwang er sich wohlgemuth in den sammetnen Sattel und pfeilschnell ging es von dannen.

Der Bergwald lag schon längst dahinten; vor Sarmunds Augen breiteten sich lachende Fluren aus und üppige Saaten wogten darüber hin; der Weg führte an mancherlei Dörfern und Flecken vorüber; die lagen

so freundlich und friedlich in dem fruchtbaren Schooße der Felder, die Obstbäume blüheten ringsum so bunt und frisch durcheinander, die Menschen, die des Weges kamen, sahen so fröhlich und grüßten so traut und herzig, daß der König dachte:

„Wie glücklich ist doch mein Volk!“

Dann ritt er weiter und kam an ein heitres Städtchen, das von grünen Bergen umringt war; er lenkte hinein. Die Häuser waren sauber und nett, die Straßen reinlich und wohl gepflegt. Deß freute sich der königliche Herr und blickte vergnügt hinüber und herüber. Indem hörte er eine lustige Musik erklingen und ein festlich geschmückter Zug von Jünglingen und Jungfrauen, Männern und Weibern, Knaben und Mägdlein kam heran. Der König fragte: was dieses zu bedeuten habe? und erfuhr, daß es eine Hochzeit sei. Ein alter, fröhlicher Mann näherte sich bescheiden dem schmucken Ritter, vermeldend, er sei der Vater der Braut und es würde ihm von größter Freude sein, wenn der ritterliche Herr das frohe Fest durch seine Theilnahme verherrlichen wolle. Der König, den man in seiner einfachen Kleidung nicht als solchen erkannte, nahm diese herzige Einladung an und es bedünkte ihn gar traulich unter diesen glücklichen Menschen. — Der Bräutigam, ein schlanker, hübscher Bursch, erzählte ihm — die Freude schließt ja die Herzen auf — die Geschichte seiner Liebe: wie er früher sehr arm gewesen

und der Vater seines Liebchens ihn auf bessere Zeiten vertröstet habe, wo er sich erst etwas erworben hätte und sein einziges Töchterlein an den eigenen Heerd geleiten könne. Er sei dann, zwar betrübt, doch unverzagt und hoffenden Herzens in die Welt gegangen, habe viel gesehen, viel gelernt, das Glück sei ihm hold gewesen und all sein Beginnen gar wohl gediehen. Und als er dann nach Jahr und Tag als reicher Bursch in die Heimath zurückgekehrt und sein Schätzchen noch treu erfunden, habe der Vater fröhlich eingewilliget und das Töchterchen noch fröhlicher Ja gesagt. Und dabei drückte er das frische Bräutlein, das sich nicht im mindesten mehr sträubte, recht männiglich und minniglich an's Herz, und die Becher erklangen, die Musik jubelte auf und: „es lebe Braut und Bräutigam!" hallte klingend und singend von allen Lippen. — D'rob freute sich der König und dachte:

„Wie glücklich sind doch diese Menschen und wie schön ist es, ihr Fürst zu sein!"

Er ritt nun weiter und kam in eine Bergstadt, wo eben Markt gehalten wurde. In wohlgeordneten Reihen standen die Zelte und Buden, geschmückt mit glänzenden Stoffen und mancherlei Zierrath. Alles war freundlich und gefällig herausgestellt, damit es die Vorüberwandelnden zu kaufen anlocke. Von allen Seiten tönte Musik und Gesang, und kein trübes Auge, kein kummervolles Antlitz begegnete Sarmunds Blicken.

Das muntere Völklein der Bergleute, die heute Rasttag hatten, drängte sich bunt durcheinander; sie betrachteten dieß und das, feilschten, kauften, zeigten's der Frau oder dem Liebchen; diese bewunderten, wünschten oder freuten sich der empfangenen Gaben. Dabei blickten die Verkäufer vergnügt aus ihren Gezelten und säckelten behäglich die glänzenden, schöngeprägten Münzen ein, die ihnen daheim vortrefflich zu statten kommen sollten. Und der König dachte abermals:

„Was ist es doch für ein glückliches, fleißiges, und gewerbthätiges Volk! Deß zeugen ja die schönen Sachen all, die hier zur Schau gestellt; deß zeugen die fröhlichen Menschen, die da kommen zu kaufen und die Ihrigen zu erfreuen. Wie herrlich ist es, in solchem Lande König zu sein!"

Und mit heiterm Sinn ritt Sarmund weiter. Da kam er zu einem prächtigen Turney. Edle Ritter tummelten die stattlichen Rosse; liebliche Frauen winkten den Wettkämpfenden Beifall; die lohnenden Schärpen flatterten in den Lüften. — Der Sieg war entschieden, die Preise wurden vertheilt. — Die Sieger, den heitern Triumph in ihren Zügen, knieten vor den Königinnen ihrer Herzen nieder und empfingen den Kranz; die Besiegten unterdrückten den Groll des Augenblicks, trösteten sich mit künftigem, besseren Glücke oder schmückten sich in Gedanken mit den früheren Kränzen. Jetzt aber erscholl eine herrliche Fest-

musik: die schönste Schärpe, von den Auserwählten der Jungfrauen gewoben und gestickt, wurde durch den Kuß ihrer rosigen Lippen geweiht, den ersten Ritter des Landes zu zieren, der allen ein Vorbild sei an Tapferkeit und Milde, an Edelsinn und Hoheit, den König Sarmund! Und tausendstimmiger Jubel tönte durch die Lüfte, die Trommeten schmetterten, die Kränze flatterten hernieder auf die geweihte Schärpe und die Göttin des Ruhms schlang den Lorbeer um die königliche Stirne. —

„Wie herrlich," dachte der König, der unerkannt Zeuge des eigenen Triumphes war, „wie herrlich ist es, von den Edelsten des Landes so verehrt, von den Schönsten des Landes so geliebt zu werden! Fürwahr, ich bin ein glücklicher König!"

Der Abend dunkelte schon und schlug seinen feuchten Mantel um das weite Land; die Berge hatten sich allmälig in ihre dichtesten Schleier gehüllt, damit die Erdgeister ungestört und unbeachtet aus ihren unterirdischen Wohnungen hervorgehen und auf den Felsspitzen lustwandeln könnten. —

Der König sah jetzt die Hauptstadt seines Landes, gleich einem breiten Schatten, vor sich liegen und ihre Thürme streckten sich stolz in die bleiche Mondnacht empor. In seinem Herzen aber war es licht und heiter, denn die Zukunft lächelte ihn an und die Gegenwart war ihm freundlich.

So langte Sarmund in der Königsburg an. Sein Roß war, trotz der langen Tagreise, nicht erschöpft, und er selbst fühlte sich so leicht und wohl, als ob er eben dem Morgenschlummer Valet gesagt hätte. In dem Burghofe war noch ein reges Leben; Rosse scharrten, Sporen klirrten und das geschäftige Treiben der Diener und Knappen deutete auf stolze Gäste. Das dünkte den jungen König gerade recht, denn er liebte den fröhlichen Verkehr in seiner Burg und ritterliche Gastlichkeit war bei ihm zu Hause. — Der Ruf: der König ist zurück! verbreitete sich frohlockend durch die hellen Gemächer, und Sarmund, nachdem er das schlichte Ritterkleid abgethan und sich reich geschmückt hatte, trat fröhlich grüßend in den prangenden Wappensaal. — Welch' freudiger Anblick! — Die vornehmsten Ritter der Gaue waren versammelt und harrten der Ankunft ihres hohen Gebieters. Fremde Fürsten und Edle waren mit ihren Mannen gekommen, um sich dem König durch ritterliche Freundschaft näher zu verbinden. Grüße wechselten und herzige Worte machten die Runde.

Ein köstliches Mahl war bereitet; der Rebensaft sprudelte und der Geist des Frohsinns verwandelte die Kronen in Blumenkränze. Sarmund selbst war die Seele der Unterhaltung: am liebsten aber verweilte seine Rede bei König Horkan, dessen Silberscheitel ein dichter Heldenkranz umringte, dessen Ruhm ge-

priesen wurde in allen Landen. Er fühlte zu dem greisen Helden ein so herziges, so kindliches Vertrauen, und dieser hinwieder zu dem jugendlichen Sarmund eine so innige, väterliche Theilnahme, daß Beide in diesen Empfindungen die sicherste Bürgschaft für den Bestand ihrer Freundschaft, vielleicht für noch schönere Hoffnungen erkannten.

Als die Mitternacht längst vorüber war und der östliche Himmel sich zu lichten begann, wurde endlich das Festgelag aufgehoben und Minnesang und Becherklang verhallten. Die berauschte Freude sank bald dem Schlummer in die Arme. Der König aber, bevor er sein Lager bestieg, blickte noch einmal hinaus auf die friedliche Stadt, in deren sicheren Wohnungen die treuen Kinder seines Landes schlummerten, um nun bald wieder zum gewerbthätigen Leben zu erwachen. Da fühlte er sein Herz von süßerer Lust erfüllt als in der Traube glüht oder der Kuß der Minne spendet; freundliche Bilder kos'ten um die schläfrigen Sinne, und als die Augenlieder sich schlossen, flüsterte noch ein wachgebliebener Gedanke:

„Was bist du doch für ein glücklicher König!"

Im Traume sah er sich abermals auf seinem stattlichen Rosse und ritt durch die Marken des Landes; doch ach, wie vieles gestaltete sich jetzt anders vor dem entzauberten Auge, als sein edles Herz es wünschte: wo ehedem ihn Glück und Wohlstand be-

grüßt, da begegnete ihm jetzt Kummer und Noth, wo Lust und Liebe geblüht, da wucherte Zwietracht und Streit, wo Recht und Billigkeit regiert, da herrschte Frevel und Gewalt.

Und der König dachte: wie hattest du dich doch getäuscht, als du wähntest, die blühenden Fluren trügen nur Früchte für Gerechte, die Sonne scheine nur über Glückliche, die Klänge der Freude würden nie verstimmt, die Kränze der Hoffnungen nimmer welk! — Wie vieles muß sich ändern durch weises Gesetz, wie manche Wunde mußt du heilen, die jetzt zu verbluten droht, wie streng mußt du sein, um das Unkraut auszurotten, welches der edlen Saat die Nahrung raubt, wie hell mußt du sehen, um gerecht zu sein! — Und er fühlte es, daß die Herrscherkrone kein Blumenkranz ist, daß ein königliches Herz auch bluten kann. — Da aber klangen liebliche Melodieen hernieder und besänftigten den Schmerz seiner Seele. Der Himmel verklärte sich und in leuchtender Schöne schwebte die Königin der Hoffnungen zu ihm herab.

Du wirst dein Land mit Allem, was darinnen, glücklich sehen, wenn du es glücklich machst — tönte es in seinem Herzen; das Zauberbild lächelte und wand einen Rosenkranz um seine Stirne — er erwachte. —

Der Morgen umleuchtete mit strahlendem Antlitz den jungen Fürsten und heilige Vorsätze standen mit

ihm auf und traten mit ihm in das wirkliche Leben. Er war es sich bewußt, daß es eine schwere, aber köstliche Aufgabe ist, ein Land zu beglücken, weil das Auge der Fürsten von wunderbaren Mächten bezaubert ist, daß es nur Glanz und Freude sieht, während Jammer und Elend sich ihm verhüllen; aber er fühlte in sich die Kraft, der Täuschung zu trotzen, den Zauber zu zerreißen, um klar zu schauen und die Wahrheit zu begründen. Und er that es; freundliche Geister leiteten sein Thun und segneten sein Vollbringen.

Verwirklichung.

Mittlerweile Sarmund in seinen Landen männiglich waltete, Gesetz und Gerechtigkeit übte, streng und milde, innere und äußere Fehden friedigte, mancherlei Zwietracht versöhnte, damit Sicherheit, Wohlstand und Selbstständigkeit immer fester begründet werde und gedeihliche Wurzeln schlage — mittlerweile, so fährt die Sage fort, hatte sich König Horkan, der sich, wie wir im Vorigen gesehen, unserm Helden so freundlich bezeigt, in die Stille und Friedlichkeit seines Familienlebens

zurückgezogen. Sein Land hatte einen festen Grund, Religion und Gesetz, und seine alten Tage schmückten heitere Ruhe und ritterliche Gemächlichkeit. Und darin fand er sein Glück. Die Königsburg seiner Väter, die ihm ehedem so eng und beschränkt war, daß er keinen Tag lang geruhig darin verweilen mochte, und mit Jagdlust und Kampfspiel wechselte, hatte jetzt Raum genug für alle seine Wünsche. Im Herzen seiner einzigen Tochter blühte jetzt sein Ruhm und sein Stolz als freundliche Blume, in ihrem heiteren Auge spiegelten sich selige Erinnerungen und leiteten das Bild dahingeschwundener Liebeszeit zurück. Seine Hoffnungen galten nur der geliebten Helena. Das Alter hofft wenig mehr, es ist in sich selbst versöhnt und begnügt. Der Jüngling lebt in den Hoffnungen voraus, der Greis in der Erinnerung zurück; und so ist Beiden genug gethan.

Daß seinem Reiche, seiner Krone kein männlicher Nachkomme geboren, hatte Horkan allmählig verschmerzt, und die heitere Zuversicht, daß der liebreizenden, zur Jungfrau herangeblüheten Tochter der Gemahl nicht entstehen werde, wie er seiner Krone würdig und seinem Herzen lieb, hatte jeden Groll mit der Ungunst des Schicksals versöhnt.

Wohl hatte schon mancher edle Fürstensohn der holden Königstocher minniglich in's Auge geblickt, doch ihr Stündlein hatte noch nicht geschlagen. Und dar-

um glich ihr Herz einer Glocke von dem lautersten Metall; nichts fehlte, als der Glöckner, der sie anschlage zu dem hellen Himmelsklange, der die Engel aus ihren Wohnungen hernieder ruft, daß sie mit den Liebenden selig sind. Nur leise Ahnungen säuselten darin, so zart wie der Gedanke eines Tones, und die Glocke träumte von dem künftigen Klange. —

Einst saß der alte König mit der schönen Tochter in dem Garten seiner Burg. Der Herbst trieb schon die Blätter im bunten Wirbel durcheinander und die Spätblumen standen da wie vereinsamte Jungfrauen, denen die Liebe nicht hold war. — Helena sang ein Lied von Kriegeslust und Waffentanz, wie es der Vater gern hatte; ihr Auge aber sah so sanft und friedlich dabei und der Alte lächelte so mild, daß das wilde Lied einer geharnischten Melodie mit einer Rosenseele zu vergleichen war. Ein leises Nachspiel zitterte durch die Saiten — da schmettert es von lustigem Hörnerklang, Rosse traben heran, Staub wirbelt auf und der Thurmwart verkündet ritterliche Gäste. Deß freute sich der alte Held, denn sein Herz schlug noch so männiglich wie ehedem, und im gewohnten Verkehr mit der Jugend und Kraft vergaß er, daß sein Körper gealtert sei, und seine Seele erfrischte sich dabei zu Scherz und Fröhlichkeit. Rüstig ging er den Kommenden entgegen.

Helena blieb, wie es der züchtigen Jungfrau

ziemte, in dem Versteck der Laube. Als aber der Vater den Gästen ein so freudiges: Willkommen, Willkommen! entgegenrief und diesem eine gar herzige Stimme erwiederte, da konnte sie sich denn doch nicht enthalten, ein wenig durch die lichtgewordenen Zweige zu spähen, und ihr helles Auge mochte noch heller werden, als sie im Kranze stattlicher Männer an der Hand des Vaters einen schlanken Ritter in den Garten treten sah, dessen Schönheit und stolze Anmuth ihres Gleichen nicht erfand.

Wie, wenn es der Glöckner wäre? —

Und er war es! Denn als der Vater seinem liebreizenden Töchterchen den ritterlichen Fremdling gegenüberstellte, da begann das Glöcklein ihres Herzens wundersam zu tönen und drüben in der Brust des königlichen Sarmund — denn dieser war es — antwortete es so rein und tonvoll, daß die Engel im Himmel sich schon jetzt auf den Weg machten und war doch nur das Erstgeläute der Liebe. Aber die Stunde hatte geschlagen und Sarmund war sich's nun freudig bewußt, von wem die Vöglein gesungen und die Quellen gerauscht. — Das geheimnißvolle Bild seiner Träume, der Genius seines Lebens, die Königin der Hoffnungen war Helena, der überirdischen — oder wenn wir der Sage folgen, der unterirdischen — Glorie entkleidet, aber in jungfräulicher Schöne und fürstlicher Hoheit. Die grüne Insel, wo die Sonne rosig

aufgeht und Alles Frieden und Frohsinn athmet, war seine Liebe; d'rin walteten muntere Scherze und liebliche Neckereien, harmlos und kindlich, wie jene kleinen Grünen mit den Spitzhütchen, deren Haushofmeister das Männchen war, welches unsern Helden in die geheimnißvolle Höhle geführt.

Und somit wäre die Sage für die Ungläubigen erklärt; die Gläubigen aber werden dem Erzähler gern noch einige Seiten weiter folgen, wofür er sie mit dem Köstlichsten, was er besitzt, mit seiner Freundschaft, und noch obendrein mit allerhand hübschen Mährchen beschenken wird.

Die Liebe, welche Kerker mit Rosen schmückt, kleidete den Winter mit lachenden Hoffnungen. Der König Horkan hatte Sarmund und Helena verlobt; sein Land sollte der Brautschatz und der nahende Frühling ihr Hochzeitgast sein.

Der alte Winter fand Gefallen an dem schönen Brautpaar und blickte es oft freundlich und mildiglich an; dann ging er, um den jungen Frühling zu wecken, frühzeitiger, als er es sonst wohl zu thun pflegte. Der Lenz schlug die Augen auf und wunderte sich, daß der Winter so gutmüthig und liebreich vor seinem Lager stand. D'rauf stieg er auf und lächelte aus seinem Himmelskämmerlein hernieder; das that der Erde gar wohl. Aus der dünnen Schneedecke sproßte das Gras; die Bächlein legten das kalte Diamantenkleid

ab und schmückten sich mit duftiger Kresse, die Vögel erwachten in den Wäldern und luden tausendstimmig den Mai zur Hochzeit ein.

Doch Sarmund gedachte für die junge Königin noch eine schöne Burg zu bauen, bevor die Vermählung gefeiert werde. Er prüfte zu diesem Endzweck manche Gegend seiner Lande, aber immer konnte er in der Wahl nicht mit sich einig werden.

Da ritt er abermals in den Wald, wo jene wunderbare Höhle in den Felsen führte. Das Abentheuer mit den Grünen hatte er schier vergessen und bedünkte ihn nur wie ein seltsamer Traum. Doch als er dicht an jene Stelle kam, wo ehedem sein Roß die schmackhafte Weide gefunden, stand dieses still, als wenn es sich des köstlichen Genusses erinnere, der ihm damals so unversehens in das Maul gewachsen, und bezeigte nicht übel Lust, hier einige Rast zu halten. Der König, dieses bemerkend, stieg gutmüthig ab und gab dem treuen Thiere vollkommene Weidefreiheit.

Es war ihm hier gar wohl und heimlich zu Sinne, wie einem Wanderer, der unvermuthet in eine liebe bekannte Gegend kömmt und sich doch nicht erinnern kann, wie und wann er hier verweilt habe. Die alten Eichen nickten ihm ihren rauschenden Gruß, als freuten sie sich seiner Wiederkehr; die starren Felswände hatten sich, ihre Düsterheit vergessend, mit lichtem Moose überkleidet, in welchem sonnbeglänzte

Thautropfen blühten, und Alles hatte ein freundliches und behagliches Ansehen. Sarmund sann und prüfte; der Gedanke kam ihm ein, daß auf den breiten Schultern jenes Felsenriesen sich eine Burg wohl ausnehmen würde und auf dem Haupte desselben ein Tempel! — Er schritt näher; — jetzt stand er vor dem Felseneingang, und siehe, da trat ihm abermals das Männchen mit dem Spitzhütlein entgegen und schüttelte lustig mit den kleinen Glocken.

„Willkommen, König Sarmund!" rief es ihm zu: — „Du kennst mich wohl nicht mehr! — ei, ei, was haben doch die Menschen für ein kurzes Gedächtniß!"

Der verwunderte König rieb sich die Stirne und dachte der sonderbaren Erscheinung nach. — Das Männchen aber fuhr fort, als wenn es seine vorigen Gedanken errathen hätte:

„Baue nur getrost auf unserem Felsen Deine Burg, wir wollen das Werk schon fördern und schützen, damit Du dein Lieb einführen magst inmitten der Rosenblüthe."

Dieß gesagt, geleitete ihn der Kleine auf die Höhe. Welch' herrliche Aussicht! lachende Thäler streckten ihre grünen Arme durch das ernste Waldgebirge, spiegelnde Teiche glänzten aus ihrem fruchtbaren Schooße, sprudelnde Quellen hüpften über die blumigen Wiesen und tränkten sie mit kühlem Wasser. Aus der

Ferne blickten freundliche Dörfer herüber und die Sonne leuchtete so wundersam hell auf die reiche Landschaft, daß der König sich freudig entschloß:

„Wohlan, ich will hier eine Burg erbauen und Du, kleiner Grünrock, sollst mein Werkmeister sein!“

D'rob lächelte das Männchen, höchlich geschmeichelt, und rieb sich die zarten Hände, als wolle es sagen: kehre Dich nicht an meine kleinen Hände, das Kleinste kann oft das Größte vollenden.

Dann geleitete es Sarmund auf sicherem Pfade wiederum hernieder, zäumte das Roß, indem es auf einen Baumstumpf trat, und das verständige Thier neigte sich dazu dem Kleinen recht bequemlich, um ihm das ungewohnte Geschäft zu erleichtern. Darauf empfahl sich das Männchen und schlüpfte, sein Spitzhütlein schüttelnd, zurück in die Höhle; der König aber ritt fröhlich von dannen.

Des andern Tages begann ein rüstiges Leben um die Felsenhöhle. Unzählige Werkleute schalteten und walteten frisch durcheinander; die alten Bäume knarrten nieder unter der feindlichen Säge und der zerschmetternden Axt, der Hammer dröhnte und Spaten und Schaufel wetteiferten um und um. Das Werk förderte sich zusehends, als ob es von unsichtbaren Händen geleitet werde und die Arbeiter wurden nicht müd' und matt.

Der Frühling war noch nicht vollendet, die Ro-

sen standen in der frischesten Blüthe, da thronte von der Hochzeitssonne umstrahlt, die goldene Zinne auf der Grünenburg. Der Mai, obwohl er schon zurückgekehrt war in seine himmlische Heimath, kehrte noch einmal wieder in den irdischen Garten und feierte mit seinen Millionen Blumenkindern die königliche Frühlingshochzeit. Die buntgeschmückten Räume wimmelten von ritterlichen Gästen und der alte König Horkan war unter ihnen zum Jüngling geworden. Sarmund und Helena wurden an dem Rosenaltare des Felsentempels vermählt.

Der herrliche König aber sah sein Haus und sein Land gedeihen, schöner und glücklicher, als er es einst erschaut mit dem bezauberten Auge. Doch als er dem trauten Gemahl in das verklärte Antlitz blickte, als sie den Erstgebornen ihm an's Herz legte, da dünkte ihn fast die Seligkeit zu groß, so daß er fragen mochte: ist mein Blick auch nicht bezaubert? — aber Helena's treuer Kuß, den Mutterseligkeit doppelt süßte, überzeugte ihn, daß er wache, daß alles die schönste Wahrheit, die glücklichste Wirklichkeit sei. —

Die Grünenburg — die Zeit hat sie verwittert — aber tausend grüne Wälder und Berge bezeugen es, daß sie vorhanden gewesen, und das königliche Geschlecht, welches dort entsprossen, grünt und blüht in tausend Zweigen durch alle Lande.

Der unglückselige Appetit.

Mährchen=Anekdote.

Der unglückselige Appetit.

In einem thüringischen Städtchen — der Name ist mir entfallen — lebte einmal ein sehr liebenswürdiger, gutmüthiger, dicker Jüngling, benamset Hans Schläpschen. Er hatte studirt, fast über die Maßen, denn er trank ungemein viel und sah's einem Bierfasse schon von Weitem an, ob Lichtenhainer- (der Nektar der Jenaer Studenten) oder Lagerbier darinnen sei. Hinsichtlich seiner Kenntnisse und seines guten Geschmacks hatten vorzüglich die Gast- und Schenkwirthe außerordentlichen Respekt vor ihm, und der edle Sonnenwirth in der Residenz, den Schläpschen zuweilen an Theatertagen besuchte, weil er das Büffet, seine stereotype Lieblingsscene, höchst kunstgerecht arrangirte, nahm aus tiefbegründeten Rücksichten allemal doppelte, oder wie er sich scherzhaft auszudrücken pflegte, geniale Kreide. Aber nicht allein die Honoratioren unter den Gastwirthen wußten seine Verdienste zu schätzen, selbst die gemeinsten Kneipen erkannten den seltenen Werth dieses vortrefflichen Jünglings.

Der Hauptcharakter desselben bestand in einem ewig frischen, ungeschwächten Appetite. Mit diesem Worte ist das ganze Register seiner liebenswürdigen Eigenschaften ausgesprochen. Wer Appetit hat, ist gesund, wer gesund ist, befindet sich wohl, wer sich wohlbefindet, hat ein gutes Gewissen, wer ein gutes Gewissen hat, ist fidel und frohen Muthes, wer fidel ist, liebt Geselligkeit und Unterhaltung, wer Unterhaltung liebt, ist selbst unterhaltend, wer unterhaltend ist und studirt hat und Lichtenhainer trinkt, ist ohne Zweifel geistreich, mit einem Worte ein vollkommener Mensch.

Hans Schläpschen war, nachdem er dreimal angesetzt hatte, glücklich durch das Examen gekommen und bereits als brodloser Gerichtsaccessist angestellt worden. — Als diese frohe Botschaft seiner Frau Mutter, der Finanzräthin Quirlequitsch, hinterbracht wurde, bekam diese vor lauter Entzücken ob dieses unerwarteten Ereignisses den Lachkrampf, und ihr gutmüthiger Ehgemahl, Schläpschens Stiefvater, hatte bei dieser Gelegenheit einmal das seltene Glück, ein freundliches und zugleich possirliches Gesicht von ihr zu sehen. Nachdem endlich diese krampfhafte Lustigkeit ausgetobt hatte, wurde zunächst ein Langes und Breites überlegt, womit man das liebe Söhnchen recht herzhaft erquicken möchte. Die Vorrathskammer war allerdings mit mancherlei köstlichen Gaumendelicen

erfüllt und man durfte nur wählen. Aber das Botenlohn! — da saß der Knoten! — Das besagte Städtchen nämlich, wo Hänschen Gerichtsaccessist war, lag gegen sechs Meilen von dem mütterlichen Heerde entfernt und das Post- und Botenwesen erstreckte sich nicht bis nach dem Landsitz der finanzräthlichen Familie. Die edle Hausfrau aber war entsetzlich geizig, welche Eigenschaft dem theuren Sohne für den Augenblick mancherlei entzog, um ihn für die Zukunft desto reichlicher zu gesegnen. — Zu einem Geschenke also, wie es die Vorrathskammer darbot, und wozu man auf natürlichem Wege gekommen war, konnte sie sich eher verstehen, aber noch außerdem einen Boten zu bezahlen, das grenzte denn doch ein wenig an's Uebernatürliche. — Obendrein mußte der böse Kasus eintreten, daß sich's die Frau Finanzräthin seit vierzehn Tagen in den Kopf gesetzt hatte, einen Kanarienvogel zu kaufen, sintemalen sie als Enthusiastin für die Singvögel berühmt war; auch hatte sie bereits so viel Küchenpfennige zusammengespart, daß sie etliche Dutzend Kanarienvögel hätte kaufen können, ohne die wöchentlichen Ausgaben nur im Mindesten zu vermehren; — aber, aber! — es war doch immer eine Extraausgabe, und nun noch ein Extrabote! — Eins also mußte wegbleiben; sie hatte die Wahl; entweder erhielt das liebe Justizräthchen, so nannte sie Schläpschen, die geräucherte Gans, welche, wie der Accessist im Exa-

men, schon mehrfache Prüfungen wohlbestanden hatte, oder — das Kanarienvögelchen wurde gekauft. Indem sie noch hin und her überlegte, trat — ordentlich, als sollte es so sein — die Vogelverkäuferin mit dem bestellten Hähnchen in die Stube und in demselben Augenblicke auch die Köchin mit der Gans. Es war ein entscheidender Augenblick! — aber die mütterliche Liebe siegte, der Geiz unterlag und die Gans triumphirte. Um aber doch der Vogelverkäuferin, gleichsam als Entschädigung, etwas zu verdienen zu geben, so wurde dieselbe zu der projektirten Gesandtschaft in Vorschlag gebracht, und die Sache kam in's Reine.

Das eben Erzählte, scheint, oberflächlich betrachtet, von geringer Bedeutung; das ist es aber nicht: denn gerade das Unbedeutendste bekundet sich in seinen Folgen oft als das Erheblichste, und dieses soll gegenwärtige Anekdote veranschaulichen.

Zunächst kehren wir zu unserem Schläpschen zurück, betrachten sein Thun und Treiben und sind mit ihm froh und guter Dinge, bis das Verhängniß hereinbricht.

Er war also Accessist. Sein Dienstmädchen mußte ihm das wohl hundertmal des Tages wiederholen, damit er sich stets die Würde und Bedeutsamkeit seines neuen Berufes vergegenwärtige. Zu seinem Ruhme muß man es ihm nachsagen, daß er den widerwärtigen Pandektengeist, oder Pandektenkobold mit

Gottes Hülfe in dem Examen zurückgelassen hatte, weshalb er sich jetzt wie neugeboren und gleichsam entsündigt fühlte.

Mittlerweile hatte er sein häusliches Leben sehr nett und behaglich eingerichtet. Er wohnte auf dem Markte, und sein holdes Vollmondsgesicht, wenn es Abends mit glühender Cigarre aus dem Fenster herauslächelte, ersetzte den Mangel der Laternen und der neuerdings in Aufnahme gekommenen Gaserleuchtung vollkommen.

Um sich nun seine juristischen Beschäftigungen, denen er allerdings nicht ganz enthoben werden konnte, möglichst angenehm zu machen, erfand er sich eine ganz besondere Methode, die wirklich nachahmungswerth ist. Die Akten nämlich, die ihm vom Gerichtsdirektor zur Durchsicht behändigt wurden, hing er, bevor er sich daran machte, erst einige Tage in die Räucherkammer, damit sie einestheils ein alterthümliches Aussehen bekommen, anderntheils von der wohlgenährten Nachbarschaft einen frischen erquicklichen Wurstgeruch annehmen möchten. Wenn er studirte, oder wenigstens so that, und bereits sein Wänstchen etwas voll hatte, so mußten neben seinem Schreibtische noch etliche Täubchen in der Pfanne priezeln und braten, damit er möglicherweise noch einmal Appetit bekäme, was gewissermaßen als ein verabredetes Signal zur

Beendigung seiner Studien betrachtet werden konnte. Um sich mit seinem Gewissen, dessen er sich, so lange er nur Accessist sei, nicht entäußern wollte, gleichsam zu verständigen, da es ihm doch zuweilen etwas mehr Anhaltsamkeit empfahl, so sagte er, (aber nicht eher, als bis die Täubchen gar und schön gebräunt waren), ganz gemüthlich vor sich hin:

„Nun essen muß der Mensch doch!“

Und damit waren alle Scrupel versöhnt. — Seine Bücher hatte er in verschiedene Speißesorten oder vielmehr Speißefarben einbinden lassen. Das **Corpus juris** war vorzüglich delikat bedacht. Im Allgemeinen waren die größeren Bände in beliebige Bratencouleuren eingekleidet, die kleineren in Salatfarben und Eingemachtes, die belletristischen Schriften in glänzendes Honigpapier. Der beschnittene Theil der Bücher war, ähnlich den Cervelatwürsten, wenn sie in Scheibchen zerlegt sind, roth und weiß gesprenkelt, wie es denn auch neuerdings vielfach nachgeahmt worden ist. — Sein Wohnzimmer war mit höchst ergötzlichen Bildertapeten geschmückt. Hier z. B. wurde Schlachtfest gehalten, dort gab es Kirmeßschmauß; hier wurde Wein abgezogen, dort gebuttert und gekäs't u. s. w. — An diesen Bildern studirte Schläpschen die Kunst der Natur und wußte dergleichen selbst ganz passabel zu zeichnen. Aus ähnlichen Motiven hatte er sich zu einem ganz leidlichen Deklamator gebildet und

Uhlands originelles Metzelsuppenlied konnte von Niemand seelenvoller vorgetragen werden, als von ihm. —

Zu seinem Geburtstage pflegte sich der Herr Accessist ein ganz absonderliches Vergnügen zu machen. Er putzte sich nämlich einen kleinen Tannenbaum mit Bratwürsten, Kotelett's und Miniaturpasteten auf das Geschmackvollste heraus und pflückte dann diese kostbaren Früchte mit außerordentlicher Behaglichkeit und Seelenruhe.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum. —

Ein schönerer, delikaterer Baum des Lebens konnte doch wahrhaftig nicht aufgefunden werden.

Damit aber auch des „Lebens Höchstes" nicht fehle, so hatte sich das brave Schläpschen verliebt und wußte seine Liebe mit besagtem edlen Charakter, dem Appetite, auf das Herrlichste zu vereinigen. Und wie? — ganz natürlich: er besuchte sein Schätzchen, die holde Emma, nur Montags und Freitags, Abends sieben Uhr, wenn sie Pfannkuchen buck, und ihr Alter — so nannte er ihren Herrn Papa — sich in den Club zu absentiren pflegte. Dieser war ein pensionirter Professor und gehörte mehr in das Mineral- als in das Thierreich; denn er besaß ein steinernes Herz, war steinreich und beschäftigte sich am liebsten mit Steinen, wenigstens mit seltenen, wovon er eine reichhaltige Sammlung besaß. Unserem Schläpschen,

der ein weitläuftiger Vetter vom ihm war, gönnte er leider nicht den Bissen, und lud ihn gewöhnlich nur dann einmal bei sich ein, wenn er ein nothgedrungenes Gastmahl gab, wobei sich das Vetterchen ohne Nachtheil mit durchfressen konnte. Ganz anders war sein liebenswürdiges Töchterchen. Sie besaß eine sanfte, golddottrige Eierseele; ihre blauen Augensterne schwammen wie runde Fischlein in glänzender Sahne; ihre Wangen glichen erröthenden Borstorferäpfeln, ihr zartgespaltenes Kinn einer saftigen Aprikose, und ihre Lippen — ach! — die waren ganz unvergleichbar! — Ein solches Mädchen war recht eigentlich für das liebe Accessistchen geschaffen. Daß er sie nur an den Pfannkuchentagen besuchte, war ebenfalls höchst fein spekulirt. Seine Liebe war dann, gleich dem edlen Gebäcke, allemal so warm und frisch, als ob sie eben aus der Herzenspfanne gekommen wäre. Und wenn sich nun die Beiden gegenüber saßen, inmitten die wohlgehäufte Schüssel mit den nachbratenden, Balsam duftenden Pfannkuchen, die so einladend waren, daß Amor, wenn er nicht schon von Alters her zugleich der Cupido gewesen wäre, es ganz gewiß jetzt hätte werden müssen — da mußte man bei sich mit voller Ueberzeugung des Sprüchleins gedenken:

Ein Schauspiel für Götter zwei Liebende zu sehn,
Wenn ihnen vor der Nase die Pfannkuchen stehn.

In einer solchen Götterstunde finden wir so eben

das Liebespaar. Schläpschen küßte den fettesten Bissen mit wahrer Inbrunst, reichte denselben, also geweiht, der Holdseligen hinüber, und diese hinwiederum that desgleichen.

Da pocht es an die Thüre. Dem erschrockenen Accessisten, wenn er nicht eine so ungeheure Geistesgegenwart besessen, wäre beinahe der delikateste Bissen im Halse stecken geblieben: glücklicherweise aber fiel es ihm ein, daß es ja etwas ganz Unschuldiges sei, mit seiner Cousine Pfannkuchen zu essen; geschwind pfropfte er noch ein Viertel hinein, nahm eine Geschäftsmiene an und rief mit bedrängter und zerquetschter Stimme: „Herein!"

Die Thür ging auf und wer erschien? — die geräucherte Gans; hinterher aber kam die Kanarienvogelfrau und bestellte von der Frau Finanzräthin an den Herrn Accessisten dieses wohlschmeckende, geräucherte Kompliment. Schläpschen war außer sich vor Freude. Aber halt! — jetzt kömmt die Hauptsache!

Die Kanarienvogelfrau war Niemand anders, als eine verkappte Fee, und die Vögel, die sie verhandelte, waren ihre Spione. — Seit lange schon war es ihr daran gelegen gewesen, der finanzräthlichen Familie ein solches Spionchen beizubringen, weil ihr mancherlei darin verdächtig vorkam. Wenn sie das Vöglein geschenkweise überlassen hätte, so würde dieses am leichtesten zum Ziele geführt haben, allein das war

wider ihre Grundsätze. Natürlicherweise war sie sehr erbittert, daß das bereits bestellte Hähnchen nun nicht angenommen wurde, und die Botschaft an das liebe Söhnchen kam ihr so recht apropos. Sie gedachte dem unschuldigen Jünglinge für die Inconsequenz seiner Mutter nach Befinden einen gehörigen Tück anzuthun. Da aber alle Feen eine starke Portion Gutmüthigkeit besitzen, so sollte die Ausführung ihres Vorhabens lediglich von dem Betragen des Accessisten abhängen. Wenn er ihr höflich und geziemend begegnen würde, sollte die Sache abgethan und vergessen, ja vielleicht zu seinem Glücke sein. — Nachdem sie also ihren Auftrag ausgerichtet hatte, begann sie folgendermaßen:

„Herr Accessist, ich muß Ihnen mit einer Bitte beschwerlich fallen.“ —

So.

Schläpschen hatte eben ein Bein der geräucherten Gans im Munde, weshalb sich nur dieses kleine Wörtchen hindurchzudrängen vermochte.

„Ich habe mit meiner Nachbarin, der Obsthändlerin, einen Streit.“ —

Mit Eurem verfluchten Gestreite! — Ihr sollt Euch nicht streiten; abgemacht!

„So schnell ist das nicht abgemacht, Sie müssen's zu Protocoll nehmen!“ —

Ein andermal, jetzt habe ich keine Zeit.

„Was haben denn der Herr Accessist zu versäumen?“

Was ich zu versäumen habe? — Sie sieht's ja, die Pfannkuchen werden kalt.

„Ei, ei!"

Was soll das, alte Schachtel! Sie will sich doch nicht etwa über mich verwundern?

„Liebes Hänschen, beschwichtigte die sanftmüthige Emma, ereifere Dich um's Himmelswillen nicht, Du verdirbst Dir ja sonst allen Appetit."

Freilich, mein kluges Schätzchen; ich will Dir folgen; Du räthst mir ja immer zum Besten. Sieh, es hat mir noch nichts geschadet. Mit diesen Worten verschlang er, gerührten Antlitzes, das Hintertheil des mütterlichen Geschenkes, welches er sorgfältig in ein Stück Pfannkuchen eingewickelt hatte, damit es unterwegs nicht allzuviel beeinträchtigt werde.

Was haben Sie denn für einen Streit, liebe Frau? nahm jetzt Emma das Wort.

„Ach, bestes Mamsellchen, denken Sie sich nur, die abscheuliche Obsthändlerin hat gesagt, daß ich Katzenaugen hätte! — ist das nicht ganz entsetzlich?"

Kaum gesagt, so schlug der Accessist ein furchtbares Gelächter auf und platzte mit dem unglückseligen Worte heraus: Katzenaugen? — nein, alte Hexe, Maulwurfsaugen sind es!"

„Ich danke Ihnen, Herr Accessist," sagte die Fee, daß Sie mich eines Besseren belehrt haben. Zum

Lohn dafür will ich Ihnen einen Wunsch erfüllen, daran Sie zeitlebens gedenken sollen!"

Einen Wunsch?! lachte der Accessist, „ich habe keinen Wunsch: wenn ich nur immer guten Appetit habe!"

„Sollst ihn haben, mein Söhnchen!" kicherte dir Fee, nahm ein weißes Stäbchen aus der Tasche, schlug damit den Herrn Accessisten auf die Nase und war verschwunden.

Augenblicklich bekam das liebe Schläpschen einen fürchterlichen Appetit nach Sauerkraut und einem Rezensentenmagen; wie wahnsinnig stürzte er hinaus in's Freie und siehe da: — zwei graue Kobolde überbrachten ihm eine gewaltige Schüssel des feinsten Leipziger Sauerkrautes nebst einem wohlgepökelten Rezensentenmagen. Heißhungrig schlang er die großartige Mahlzeit hinunter, doch kaum geschehen, so war auch Alles schon vergeistigt, und er hatte wenigstens keine Indigestion zu befürchten. Alsbald aber stieg auch ein neuer Appetit in ihm auf, der womöglich noch heftiger war als der Vorige. Er lechzte nämlich nach einer Trüffelpastete mit gebratenen Sängerinnenkehlen. Im Nu erschienen die Speißekobolde mit einer großmächtigen Pastete und den berühmtesten Kehlen. Letztere quiekten, während er sie verschlang, die künstlichsten Roulaten und Colleraturen, daß es eine Lust war, und noch im Magen sangen sie die schönsten Arien. Aber

o Himmel, da meldet sich schon wieder ein kolossaler Appetit, und zwar nach einem Kapaune, der mit den Schmeicheleien eines Höflings gespickt ist. Gedankenschnell stand er ihm vor der Nase. Wüthend schluckte Schläpschen das Ungeheuer hinunter, das sich aber mit Hülfe der Schmeicheleien augenblicklich in Luft und Dunst verwandelte. Und immer neue Appetite jagten sich in dem unglückseligen Accessisten; er konnte schlingen, so viel er wollte, es war eine ewige Leerheit in seinem Magen. Verzweiflungsvoll warf er sich auf sein Bett, wo er sonst so selig von den Pfannkuchen geträumt hatte, aber die höllischen Appetite ließen ihm keine Ruhe. Zuletzt verfiel er gar noch auf den wahnsinnigen Gedanken, seine Geliebte aufzufressen; aber zur rechten Zeit noch kam ihm die Vernunft zu Hülfe; er wünschte sich geschwind ein paar Dutzend Claurensche Marmorbusen nebst einer Himbeerkaltschale — und Emma war gerettet! — Aber Gott, wer beschreibt die fortdauernde Qual des Unersättlichen! — Tage, Wochen lang wurde er gemartert von den verwünschten Appetiten, die sich immer von Neuem gebaren und immer entsetzlicher wütheten. In der höchsten Verzweiflung endlich wünschte er sich einen riesenhaften Kloß. Die Kobolde waren augenblicklich bei der Hand, aber unglücklicherweise hatten sie sich vergriffen und statt eines bezauberten Kloßes einen wirklichen gepackt, in den sich ein Schöngeist mit Leib und Seele

eingebissen hatte. Der Accessist verschlang ihn mit sammt dem Schöngeiste — und das war seine Rettung! — Der Schöngeist nämlich verdarb ihm den Magen dermaßen, daß ihm selbst seine geheiligten Pfannkuchen zum Ekel wurden. Der Kloß absentirte sich zwar, allein der verschlungene Schöngeist stieg ihm zu Kopfe, und nun begann der Accessist mit einem Male die Juristerei an den Nagel zu hängen und — Verse zu schreiben! — Jetzt aber kam ihm die Appetitlosigkeit recht eigentlich zu statten, weil er im entgegengesetzten Falle als Schöngeist ganz gewiß verhungert wäre. Die Fee hatte ihm einen Prozeß an den Hals geworfen, in dem sie ihm die Kapaune, Trüffelpasteten und Gott weiß, was Alles förmlich anrechnete — der Sängerinnenkehlen gar nicht zu gedenken, die ohnehin ganz unbezahlbar wären — und sein Vermögen war darüber flöten gegangen. Aber auch der Trost, von seiner Emma geliebt zu werden, war verloren; das treulose Mädchen hatte keinen Sinn für die schöngeistige Liebe und heirathete einen erzprosaischen Dekonomen. Was aber that nun unser Schläpschen? — er gerieth in eine poetische Verzweiflung und wer seine verzweifelten Gedichte lies't, auf Ehre, der hat einen unglückseligen Appetit.

Dieß wäre denn unser Geschichtchen. Es enthält, wer es eben nicht errathen sollte, zwei kostbare

Lehren. Erstens: daß, wenn alle Wünsche sich uns, gleichsam überwältigend, erfüllten, wir dennoch, wie es der unglückliche Accessist bezeugt, eine ewige unerfüllbare Leere in uns finden würden und zuletzt des Teufels werden möchten, wie es Hans Schläpschen wurde, indem er anfing, Verse zu schreiben; — und zweitens: daß das Unbedeutendste im menschlichen Leben oft unberechenbare Folgen nach sich zieht. Hätte die Frau Finanzräthin Quirlequitsch den Kanarienvogel gekauft und die verhängnißvolle Gans nicht abgeschickt, so würde auch Schläpschen die Fee nicht beleidigt haben, er würde bei seinem natürlichen Appetite verblieben sein und wäre, in Folge des verschlungenen Kloßes, kein Schöngeist geworden: quod erat demonstrandum.

Leben: Erstens daß, wenn alle Wünsche sich uns, gleichsam übermächtig, erfüllten, und doch, wie es der unglückliche Accessit [illegible], eine große unausfüllbare Leere in uns finden würden und zuletzt der Tod sich zeigen möchte, wie es dem Schnipschen wurde, als er anfing, Verse zu schreiben; — und zweitens: daß das Liebesvergnügen im menschlichen Leben oft unberechenbare Folgen nach sich zieht. Hätte die Frau Finanzräthin Sünkelquist den [illegible] gekauft und die verhängnißvolle Gans nicht abgeschickt, so würde auch Schnipschen die Gans nicht gekostet haben, es würde bei seinem natürlichen Appetite geblieben sein und wäre, in Folge des unglücklichen [illegible], kein Schnipsel geworden: quod erat demonstrandum.

Czerwenka, das Rothkehlchen.

Böhmisches Mährchen.

1.

Maja und die gefiederte Rose.

Im Lande Böheim lebte vor Zeiten ein armer Fischer, schlicht und recht. Er hatte einen Pflegsohn, Gundibert, den er als den eigenen erzog und liebte. Sein süßestes Glück aber war ein Töchterchen, das ihm spät geboren worden. Der erste Mutterkuß war auch der letzte gewesen. Segnend schlummerte die treue Gattin hinüber.

Von Gundiberts Abkunft wußte man nichts weiter, als daß er aus einem fremden Lande war. Geheimnißvolle Männer hatten ihn dem Fischer übergeben, daß er ihn nach seiner Weise erziehen möge. Das spärliche Kostgeld, welches von Zeit zu Zeit eingesendet worden, und späterhin ganz ausblieb, widerlegte die etwaige Vermuthung, daß das Kind von vornehmen Eltern abstamme. Ein übergüldetes Kettlein mit fremder Schriftbezeichnung war dem Fischer bei Behändigung des Knaben mit dem Bedeuten übergeben worden, dieses sorgfältig aufzubewahren. Dies ist Alles, was für jetzt von ihm gesagt werden könnte.

Als Kind war an Gundibert durchaus keine hervorstechende Eigenschaft oder Charaktereigenthümlichkeit bemerkbar, doch mit dem nahenden Jünglingsalter war ein anderer Geist bei ihm eingekehrt und verdrängte allgemach die schlichte Weise des Fischerknaben. — Seinen Jugendgespielen, denen er sonst der liebste Genosse war, blieb dieses nicht unbemerkt, und sie zogen sich unwillkührlich von ihm zurück, obgleich er sie immer noch so freundlich behandelte als vorher. Die Geschäfte des täglichen Bedürfnisses handhabte Gundibert wie zuvor und ohne Verdruß, und dennoch war es, wenn man den schlanken Knaben das Netz auswerfen sah, als wenn er dieses nur zum Scherz treibe oder etwas Bedeutenderes als Fische fangen wolle. Gegen den Vater betrug er sich mit Ehrfurcht und Gehorsam, obgleich jene innige Kindlichkeit fehlte, die selbst ein dürftiges Loos erheitert und verschönt.

Eigenthümlich war Gundiberts Verhältniß zu Maja. Schon als Knabe hatte er für das Kind eine ungemeine Vorliebe gezeigt. Statt mit den Genossen seines Alters fröhlich zu verkehren und sich herumzutummeln, blieb er daheim und pflegte das Schwesterchen mit unglaublicher Geduld und der innigsten Sorgfalt. Er lehrte sie die ersten Laute stammeln und freute sich königlich, wenn ein neues Wörtlein der zarten Lippe seines Pfleglings geläufig wurde.

Das Mägdlein war von wunderbarer Schönheit,

doch das kindliche Auge blickte bedeutsamer, wenn es Gundibert begegnete; es schien dann gleichsam ein schon verständiger, selbstbewußter Geist sich darin zu spiegeln.

So wuchsen die Beiden auf; der Knabe Gundibert nahete dem Jünglingsalter und die kleine Maja blühte immer schöner und lieblicher empor. Das holde Kind aber bedünkte Allen, die das Haus des Fischers zum ersten Male besuchten, ein, dem Kreise, in dem es lebte, fremdartiges Wesen. Sie war schlank und zart; die dunkeln Locken ringelten sich ungekünstelt über den weißen Nacken; in ihren Augen glänzte ein wunderbarer Zauber, ihre Lippe umschwebte ein Lächeln, das mehr dem Schmerze als dem Frohsinn anzugehören schien, der Ausdruck ihrer Züge war ernst und geheimnißvoll. Die einfache, fast dürftige Kleidung entstellte sie nicht, und gestaltete sich anmuthiger an ihrem Körper als vielleicht ein glänzendes Gewand. Sie vermied aus einer angebornen Scheu jede Gemeinschaft mit Kindern ihres Alters und überhaupt mit allen Menschen. Wenn sie dem Zusammensein mit ihnen nicht entschlüpfen konnte, was ihr gewöhnlich sehr gut gelang, oder wenn sie angeredet wurde, so antwortete sie meist nur durch gedankenlose Geberden, so daß man es zuletzt bedauerte, daß ein so schönes Kind solch' einfältigen Sinn habe und sich nicht viel um sie bekümmerte.

Eine Eigenthümlichkeit der heranblühenden Maja

war es, daß sie alle erhöheten Gegenstände liebte; sie konnte Stunden lang in den Zweigen eines Baumes sitzen, auf den sie mit Mühe und Gefahr gestiegen war, und ebenso kletterte sie gern an den Felsenwänden herum, welche die väterliche Wohnung umringten; die Uebung und ihr tägliches Bemühen machte sie dabei so geschickt, daß man sie in der ganzen Gegend scherzweise nur die Fischergemse nannte.

Neben der Wohnung war ein kleiner Garten, welcher sich an einen Felsen, der oben wie ein Kegel geformt war, hinauflehnte. Diesen Felsen hatte sich das Mägdlein zum besonderen Liebling erkohren; sie wußte ihn mit unsäglicher Mühe, ohne daß Jemand sonderlich darauf Acht hatte, fast bis an die Spitze mit Erdreich zu bedecken und dieses, nebst dem schon vorhandenen, durch Flechtwerke und dergleichen fest zu halten. Zuweilen hatte ihr Gundibert, zu seiner eigenen Kurzweil, bei diesem seltsamen Werke geholfen, doch späterhin dasselbe nicht viel beachtet. — Nun wurde gesä't und gepflanzt, nackte Stellen mit Laubwerk belegt und Feldblumen und Kränze darein verflochten, so daß in kurzer Zeit der rauhe Felsen zu einer Blumenpyramide wurde, und oben auf der Höhe desselben lächelte Maja wie ein entzückter Engel.

So still und befangen die Kleine in Gegenwart von Andern war, so lebhaft äußerte sie sich, sobald sie sich allein wähnte. In den früheſten Morgenstunden,

wo kaum der Tag sich lichtete, bestieg sie den Scheitel ihres Felsenfreundes und weckte mit ihrem Gesange die langschläfrigen Vögel. Ihre Lieder waren nicht gelernte, sondern sie sang, was ihr das Herz eingab, und oft waren es tiefe Worte und sinnige Weisen. Gundibert, wenn er sie belauschte, that es immer mit einer gewissen Verstohlenheit, damit Niemand seinen Genuß durch unvorsichtige Störung rauben möchte. Da vernahm er denn zuweilen gar seltsame Dinge, die in seinem Herzen ein wunderbares Echo fanden oder ihn wie an vergessene Träume erinnerten. Oft schienen Maja's Lieder geheimnißvolle Zwiegespräche mit unsichtbaren Wesen, denen sie befreundet schien, und mitunter glaubte er seinen eigenen Namen darin zu vernehmen. Dieses Alles machte auf ihn einen so bleibenden Eindruck, daß er sich zuweilen den wirklichen Verhältnissen ganz entfremdet fühlte. Zu Maja fühlte er eine heilige, in seinem Innern tiefbegründete Liebe; in ihrer Nähe war er selig und dennoch waltete zwischen ihm und ihr ein Etwas, das jene innige geschwisterliche Vertraulichkeit, die, zumal bei der Verschiedenheit ihres Alters so natürlich gewesen wäre, durchaus nicht aufkommen ließ. Maja selbst war unbefangener, wenn sie bei ihm war; sie erzählte ihm oft Wunderdinge, die sie im Traume erlebt, seltsame Mährlein, die sie von den Lüften erlauscht hatte. Oft aber hielt sie inmitten ihrer Erzählungen inne, betrach-

tete Gundibert mit einem tiefen innigen Blicke, küßte ihn, wie von einem Gedanken überwältigt, rasch auf die Lippen und halb verschämt, halb leichtfertig floh sie von dannen und warf ihm vom Gipfel ihres Felsens Blumen oder Küsse zu.

Einstmals kehrte Gundibert von einer etwas entfernten Wanderung erst gegen Mitternacht zurück. Er wollte sich eben geräuschlos in's Haus begeben, da vernahm er, wie aus der Ferne, Maja's Gesang, so reizend und wundervoll, wie noch nie. Er blieb, von Entzücken gefesselt, mit gehaltenem Athem stehen und lauschte; doch Entsetzen ergriff ihn, als er Maja auf der gefährlichsten Spitze des Felsens erblickte, wie sie tanzend zu der eigenen Melodie herüber und hinüber schwebte. Die Luft trug ihren Gesang ganz deutlich hernieder:

Geschmückt hat sich Maja
Zum Elfentanz,
Ei schau doch, wie lieblich
Sie kleidet der Kranz.

Wo weiltest Du, Gund'bert,
So lang, so lang,
Es ward Deinem Liebchen
Gar weh und bang.

Ich sah dich verstoßen,
Dir unbewußt,
Ich sah Dich als König
An Vaters Brust.

Vergiß nicht Dein Liebchen,
Noch zart und klein,
Es stirbt und wird lebend
Dein eigen sein! —

Da zog es Gundibert mit geheimnißvoller Gewalt hinauf und wiederum hielt ihn eine unnennbare Angst zurück. Maja stand jetzt rückwärts auf der äußersten Felsenspitze, die schroff nach der entgegengesetzten Seite herabhing. Der Mond glänzte, fast tageshell, ihr in das Auge, die Locken flatterten, wie silberne Strahlen, um ihre Schultern, das Nachtgewand wehete, gleich Flügeln, um ihren schlanken Leib; sehnend streckte sie die weißen, vom Wind entblößten Arme nach ihm aus — „Maja!" — da stürzt sie hinab in den furchtbaren Abgrund.

Als Gundibert aus der Betäubung, welche bei dem entsetzlichen Ereigniß sein Bewußtsein umnachtet hatte, erwachte, fand er sich auf seinem Lager in der väterlichen Wohnung. Der alte Fischer saß ihm zur Seite und prüfte ihn mit Aug' und Hand. Auf dem Tische dampften Kräuter oder sonstige zur Wiederbelebung und Stärkung geeignete Mittel.

„Gelobt sei Gott!“ rief der Alte, als der geliebte Pflegsohn das Auge wieder aufschlug, „gelobt sei Gott, daß er Dich mir gerettet hat!“ und eine Thräne schlüpfte über seine gebräunte Wange.

„„Wo ist Maja?““ fragte Gundibert mit schwacher Stimme.

„Still, lieber Sohn, sie schläft in dem Kämmerlein, aber Niemand kann sie mehr wecken; todt!“ —

Da schwieg Gundibert und seine Seele faßte das grause Bewußtsein. Doch eine unbekannte Macht gab ihm Trost und Fassung.

„„Laßt mich sie sehen, Vater,““ sprach er mit mildem wehmüthigen Tone; „„ich störe sie nun nicht mehr!““

Da öffnete der Vater das Kämmerlein; die Morgensonne blickte golden durch das Laubwerk, welches das Fenster umrankte, und beschien das holde Todtenantlitz. Kein Steinchen hatte den zarten Körper verletzt, kein Bluttropfen befleckte die reine Stirn. Der Ernst ihrer Züge war gewichen, sie schien zu lächeln, als wenn ein schöner Traum ihrer Seele vorüberschwebe. Gundibert seufzte tief; schweigend brach er eine Rose, die aufknospend zu dem Fensterchen sich hereindrängte und legte sie dem geliebten Schwesterchen an's Herz; dann ging er hinaus in den Wald, um zu weinen und an Maja zu denken. —

Erst spät am Abend kam er heim; noch einmal schlich er sich in das Todtenkämmerchen, um die zum letzten Male zu sehen, der seine Seele so innig hingegeben war; denn morgen sollte Maja begraben werden. — Als er hineintrat, war es ihm, als ob eine lichte Gestalt sich von dem Sargbettlein erhebe und in das Dunkel verschwinde. Die Kammer war düster, kaum drang ein Mondstrahl herein, aber um Maja's Haupt glänzte ein lichter Schein, der ihn die geliebten Züge deutlich erkennen ließ. Man hatte sie in ein weißes Grabkleid gehüllt und dieses mit vielerlei Blumen geschmückt. — Gundibert knieete nieder vor der lieblichen Leiche; er konnte das Auge nicht von ihr hinwegwenden, so hold und traut erschien ihm das Antlitz der Verblichenen. Dann versank er in stille Träume und es war ihm, als könne sie nicht todt sein, als müsse sie sich jetzt emporrichten und ihm erzählen, was sie in dem tiefen Schlummer geträumt und welche Mährlein sie vernommen habe, wie sie sonst wohl gethan hatte. Und in der süßen Traumtäuschung umschlang er das todte Mägdlein und drückte einen heißen Kuß auf ihre kalten Lippen.

Und siehe, da erhellte sich das Kämmerlein mit rosigem Glanze; die Wände überkleideten sich mit goldenen Lilien und glänzenden Sternblumen, das Fenster erweiterte sich zu einer hellen Pforte und unter wunderbaren Melodieen schwebten geflügelte Engelsge-

stalten herein mit Palmenzweigen, und bildeten einen lebendigen Kranz um das Sargbettlein. Maja schlug die Augen auf.

„Bist Du es, Gundibert? — haben Dich meine Engel gerufen? — sei mir gesegnet!“ — also schwebte sie auf von dem weißen Linnen und das Sargbettlein wurde ein lichter Rosenthron.

„Weine nicht mehr, Geliebter,“ sprach sie mit weicher Stimme, „ich bin nicht todt und lebe glücklich unter den Genien der Mondwelt. Nur auf kurze Zeit habe ich die Erde verlassen, weil es das Schicksal will. Ich bleibe Dir aber immer nah und beschütze Dich. Wenn der fünfte Frühling aufwacht, kehrt meine Seele zurück und ich werde auch irdisch Dein. Sei heiter und gutes Muths. Die Welt, so groß sie ist, für die Herzen, die sich lieben und finden wollen, ist sie klein. Lebe wohl!“

Da dunkelte es wieder, die goldenen Lilien fielen verwelkt herab, die geflügelten Zauberwesen schwebten zurück, die Melodieen verhallten in ein leises Echo, der Rosenthron wurde wieder zum Sargbettlein, Maja schlief wieder den Todesschlaf. — Aber siehe, das Röslein, welches ihr Gundibert an's Herz gelegt hatte, wurde lebendig, die Blätter wurden zarte Federn und bläheten sich auf an der Brust eines lieblichen Vögleins. Das Vöglein aber flatterte empor und küßte

Gundiberts Lippe; dann flog es, fröhlich singend, zum Fenster hinaus, und aus der Ferne noch schimmerte das rothe Kehlchen wie eine verklärte Rose.

2.

Die Zauberschote.

Der alte Fischer war seinem Töchterchen bald nachgefolgt und neben ihr unter dem Felsen begraben worden. Seitdem entkleidete schon der zweite Herbst die Wälder und legte ihnen das goldene Sterbekleid an. Die Hügel der Verblichenen aber prangten noch in grünem Schmucke und Maja's Felsen trug noch den frischesten Blumenkranz um sein Haupt. Es war ein großartiger und doch ein lieblicher Denkstein.

Oft weilte Gundibert neben der trauten Friedlichkeit der geliebten Gräber und ein sanfter Geist durchwaltete dann seine Brust. Doch sobald er diese heilige Stätte verlassen und den gewöhnlichen Beschäftigungen nachhing, da fühlte er, daß hier seines Bleibens nicht lange mehr sein könne; sein Geist überflügelte die blauen Berge, hinter welchen sich die Welt eröff-

nete; dorthin sehnte sich sein Sinn, nach regerer Thätigkeit, nach männlicherem Thun strebte sein Herz. Wenn er das Netz ergriff, so bedünkte es ihn immer, als wolle er die eigene Freiheit fangen. Ein gemeiner Knappe zu sein in dem Heerzug eines tapferen Ritters schien ihm gegen sein gegenwärtiges Treiben ein beneidenswerthes Loos. Was weilst du auch länger hier? dachte er oft bei sich: deine Lieben bedürfen dein nicht mehr und Maja umschwebt dich als ein treuer Geist, auch wenn eine Welt dich von ihrem Grabe trennt. Du willst hinaus in das Leben, dort gibt es Ruhm und männliche Lust. So oft er aber zu den lieben Grabstätten ging, um Abschied zu nehmen, so oft auch schob er es auf. Hier lächelte ihm jede Blume die Freuden seiner Kindheit entgegen, jedes Blatt säuselte von süßer Vergangenheit, jedes Plätzchen war ihm lieb und vertraulich und selbst der Felsen schien sich ihm bittend zu neigen, daß er bleiben möge, und so blieb er denn wieder. Also war der zweite Herbst heran gekommen.

Da saß er einstmals in tiefen Sinnen auf dem Felsen. Mehr als je betrübte er sich über die Unwirksamkeit seines Lebens. Alles Ding in der Natur bezeugte ja seinen Beruf; die Wälder rauschten ihr Wohlgefallen, daß sie wetteifern konnten an Wachsthum und Kraft; sie schüttelten unverzagt das welkende Laub ab, denn sie wußten ja, daß dereinst frisches wiederkehre; die

Blumen dufteten mit Lächeln ihre Seelen aus, damit sie neuen Duft und neue Seelen empfangen möchten. Der Herbst reifte die Frucht, die ihm der Sommer vertraut, und nur Er hatte kein Beginnen, das Blüthen trieb und Früchte versprach.

Indem er noch so sann, vernahm er über seinem Haupte ein gar liebliches Singen und die zarten Töne glichen einer halb verständlichen Melodie. Er blickte auf und siehe, da wiegte sich auf einem noch blühenden Zweige, der den Herbst zu verspotten schien, ein holdes Vöglein und schlug mit den kleinen Flügeln, als ob es ihm gar wohl sei. Ein Rothkehlchen war es. Und immer fröhlicher sang es und immer verständlicher wurde das Lied, bis endlich Gundibert die Worte erlauschte:

Nimm an
Rittersmann;
Herzen fliegen weit
Ueber die Welt und die Zeit —
Rittersmann,
Nimm an.

Also singend, ließ das Vöglein eine Schote aus seinem Schnäbelchen niederfallen, die es im Herabfliegen von einem Zweige gepflückt hatte. Und abermals sang es:

Rittersmann
Nimm an;

Vöglein vertrau'!
Drinnen, o schau,
Spiegelt es blank,
Wisse mir Dank,
Güldene Wehr,
Panzer und Speer
Tirillili, Tirillila,
Herzchen geflügelt
Dem Ritter nah.

Und husch, flog das Vöglein hernieder, pickte Gundibert keck auf die Lippe und alsbald verschwand es. Ein fröhlicher Geist aber kam in des Jünglings Herz, denn das holde Vöglein konnte ja kein anderes sein, als welches ihm einst in Maja's Todtenkämmerchen erschienen. Er hatte es seit jener Zeit nicht wieder gesehen; oft aber hatte es vor seinem Fenster gesungen und ihn mit seinem feinen Liedchen erfreut. Was es aber jetzt mit dem „Rittersmann, nimm an" gewollt, das konnte er denn doch nicht recht begreifen. — Gedankenlos enthülste er die Schote. Und Wunder, d'raus blinkte ihm ein ganz, ganz klein Schwertlein entgegen, nebst einem Speer von gleicher Art; nebenbei lag ein Helmchen, nur erbsengroß, von Gold, und ein feines Gespinnst, das sich zur Zeit noch gar nicht erkennen ließ; auch mancherlei anderes winziges Geräth.

Ei, wie du mich neckst, du liebes, geflügeltes Herzchen! dachte Gundibert; aber wahrlich, ich möchte

lieber den Ernst als den Scherz. Ein Helm sollte mich wacker schmücken und ein Panzer mich stattlich kleiden, ein Schwert mir wohlanstehn, und der Ritter des Speeres werth sein. Indem ihm auf solche Weise die Einbildung schmeichelte, nahm er lächelnd das feine Schwertlein aus der grünen Rüstkammer heraus; seine Finger bangten schier, es zu fassen; doch schau, das Schwertlein wuchs wie ein goldener Strahl, es wurde länger und breiter und blitzte immer herrlicher, bis es endlich, groß und mächtig, ihm zur Hand war. Der kleine Speer ahmte dem Schwertlein nach und wurde ein gewaltiges Rüstzeug. Da gingen dem erstaunten Jüngling erst die Augen auf und es wurde ihm klar, was das „Rittersmann, nimm an" zu bedeuten. Er versuchte jetzt, schon viel zuversichtlicher, die übrige Mitgift der wunderbaren Schote zu erforschen. Die kleine Golderbse mußte zuerst daran; kaum berührt, so wuchs sie zu einem großen, goldenen Eie; das spaltete sich und ein glänzender Federschmuck drängte sich daraus hervor; zuletzt war der schönste Helm, den je die Sonne bespiegelt hat, vollendet. Gundibert prüfte ihn mit froher Eitelkeit, und wie angegossen umfing er sein schönes Lockenhaupt. Da wurde es ihm schon ganz ritterlich zu Muthe. Das feine Gespinnst, welches nun bedeutenden Credit bekam, erwies sich ebenfalls höchst wundersam. Es dehnte und weitete sich, glänzte und strahlte wie eitel Gold und Seide und

der Wappenrock war fertig mit allem Zubehör. Die Hülse trennte sich vollends und Panzer und Schild gesellte sich würdig zu dem übrigen Rüstzeug. Noch mancherlei kleine Perlen, hell wie Diamant, fanden sich heraus, doch sie verwandelten sich nicht und hatten wahrscheinlich gute Ursache dazu. Gundibert verwahrte sie sorgsam. D'rauf putzte er sich, gerad' unter freiem Himmel, auf das schönste und beste heraus; manch' Luftgeistchen belauschte ihn minniglich, denn er genirte sich nicht sonderlich, weil er gar zu sehr auf die herrlichen Sachen erpicht war. Der Wappenrock nebst den „Unaussprechlichen" wurde angethan, dann gürtete er das Schwert, stülpte den Helm auf und schloß den Panzer. Da stand er nun auf derselben Stelle, wo einst Maja in kindlichem Liebreiz herabgelächelt, wie ein junger Kriegsgott. Kein trüber Gedanke kam in seinen Sinn und es war ihm, als wär' alles Leid der Welt nur Täuschung. Um die Brust fühlte er sich so leicht und rüstig, als ob er in dem ehernen Kleide geboren worden; sein Arm handhabte das gewichtige Schwert, daß er sich selbst darob verwunderte.

Also gerüstet, schritt er von dem Felsen herab. Die Blumen machten große Augen, als er so stolz an ihnen vorbeiging und flüsterten sich ihre Bemerkungen darüber zu; der Felspfad selbst erstaunte, daß der Fischerbub solch' einen gewaltigen Tritt angenommen. Als er aber herniederkam und vor dem Grabe seiner

Maja und des lieben Vaters stand, da vergaß er den Rittersmann; mit kindlichem Sinne knieete er nieder und betete ein stilles Lebewohl. Drauf kehrte er nach der Fischerwohnung zurück.

Im Hofraume hingen die Netze, noch naß und gar trübselig anzuschauen; wie süß bedünkte es Gundibert, sie nun bald entbehren zu dürfen. Er trat in das ärmliche, aber wohlgeordnete Stübchen. Dort hatte Maja oft gesessen. Das Eckchen war ihm heilig. Der stattliche Rittersmann kauerte sich auf das Schemelchen nieder, wo er als Knabe sein Schwesterchen auf dem Kniee geschaukelt und das süße Mündchen sprechen gelehrt. Ach, jene Zeit verklärte sich so lieblich in seiner Erinnerung, daß er die stolzen Hoffnungen vergaß, die aus dem Schilde strahlten und um den Helmbusch weheten. — Auch das Kämmerlein, worin Maja geschlafen und im Sargbettlein gelegen, durfte er nicht ohne Abschied verlassen. Der Rosenstrauch sendete jetzt sein vergelbendes Laub durch das kleine Fenster, wie ehedem jene frische Rose, aber es säuselte darin so sanft und lind, wie vom Hauche des Frühlings. Von ohngefähr auch fand er die übergüldete Kette, die sein Vater mit ihm, als er noch Kind war, von den fremden Männern erhalten hatte; sie paßte zu dem ritterlichen Schmucke, drum nahm er sie als ein Andenken mit, der eigentlichen Bedeutung unkundig. Drauf trank er noch aus des Vaters Mundbe-

cher Valet für Alles und Jedes, was ihm lieb und werth war; eine Thräne fiel in den Trank und machte ihn köstlicher, denn perlender Wein. — Ade, trautes Stübchen! —

Im Hausflur trat Gundibert ein Nachbar entgegen und wunderte sich baß ob dem verwandelten Fischer.

„Verwalte mein Häuschen und mein kleines Hab," rief ihm Gundibert zu, „nütz' es so gut Du kannst. Pflege die Gräber meiner Lieben, wenn ich heimkehre, werde ich Dir's lohnen."

Der Nachbar nickte blos, denn vor lauter Verwunderung war ihm die Sprache vergangen.

Ade, du trautes Häuslein! — Und hei, da steht ein glänzendes Roß, goldbezäumt und schmuck gesattelt. Als dieses den schlanken Ritter erblickt, da wiehert es ihm lustig entgegen und bäumt sich stolz. Die weiße Mähne kräuselt sich im frischen Lufthauch. Da galt kein Zögern; behend schwingt sich Gundibert in den Sattel und

Tirillili, Tirillila,
Herzchen geflügelt
Dem Ritter nah —

geht's pfeilschnell von dannen.

3
Rübezahl.

Schon manchen Tag war der neugeprägte Ritter, dem freilich zur Zeit noch der Flaum um das Kinn spielte, durch die Marken des Böhmerlandes geritten, ohne besonderes Ziel. Er prüfte gleichsam auf diese Weise die goldene Freiheit. Ueberall, wo er hinkam, wurde er gastlich aufgenommen, und jede Burg, die ihm stattlich entgegenblickte, dünckte ihn trefflich zur Einkehr. Seine Schönheit war der Empfehl, sein kostbares Rüstzeug die Ritterprobe. Einstmals aber verirrte er sich in einem tiefen Wald; der Weg verschlang sich immer dichter und kein Ausgang war zu ergründen. Ungeheure Felsmassen ragten empor, wilde Sturzbäche brausten und schäumten hindurch, und der Wind heulte, als ob er von ergrimmten Dämonen gezüchtigt werde. Gundibert durchrieselte ein leises Grauen; sein Roß aber that ganz wohlgemuth und dessen frohes, unbekümmertes Aussehen ermuthigte auch ihn. Er stieg ab und streichelte das schöne Thier; dann führte er es gemachsam unter ein Felsendach, damit es nicht von dem Sturm gedrangsalt werde. Er selbst lagerte sich daneben auf weiches Moos, das in Hüll' und Füll' da herumwucherte. Eine Zeit

lang blickten sich Ritter und Roß gegenseitig an und schwatzten auch wohl mit einander, so gut das Ding gehen wollte; auf die Dauer aber bedünkte diese Unterhaltung den Ritter doch etwas langweilig und, gleichsam spielend, nahm er eine jener schönen Perlen, die er von der Zauberschote geerndet hatte, aus ihrer Verwahrniß und ergötzte sich an ihrem lichten Gefunkel. Indem wurde die Erbsenperle immer größer und größer, und feurige Buchstaben versichtbarten sich darin. Mit Verwunderung las endlich Gundibert: Rübezahl! — Hm, dachte er, das ist seltsam, und unwillkührlich sprach er den Namen aus.

„Oho, was soll das?" kreischte eine ganz absonderliche Stimme. Der Ritter schaut sich um, links und rechts und sieht doch nichts.

„Aufgeschaut!" tönt es wieder. Er blickte auf und siehe, da saß ein Kerl auf seinem Schimmel, als wie ihm zeitlebens noch keiner vorgekommen war. Eine grenzenlose Nase war wie ein Ast aus seiner Fratze hervorgewachsen; ein junger Storch lustwandelte darüber hin. Seinen Dickkopf umringte ein ungeheurer Haarwuchs, und hinten herunter, gleichsam als Zopf, baumelte eine kolossale Rübe. Besagter Zopf könnte gewissermaßen als der Urgroßvater aller mannbaren Zöpfe betrachtet werden, so wie denn überhaupt die größten Albernheiten und Abgeschmacktheiten meistentheils von den sogenannten Genie's abstammen

und fortgepflanzt werden. Man tadle das nicht, gerade darin zeigt sich der ächte Humor. — Die Taille dieses reitenden Originals war graciös und schneiderhaft, das Wänstchen aber bekundete, daß es von anderer Confession sei und rundete sich allerliebst. Die Schenkel waren den Pfeifenröhren vergleichbar und die dicken etwas undelikaten Waden schienen sich über die dünne Nachbarschaft zu moquiren.

Gundibert, der einen physiognomischen Blick hatte, war keinen Augenblick in Zweifel, daß dieser närrische Kauz niemand Anderes als ein Geist sein könne. Unbegreiflicherweise aber fiel es ihm nicht ein, daß es Rübezahl in eigener Person sei; auch hatte er sich noch wenig um die vaterländische Geschichte bekümmert. — Da er guten Gewissens war, und um das Maul des geheimnißvollen Ritters ein gewisser sanftmüthiger Zug herumvagirte, so begann er keckmüthig ihn folgendergestalt anzureden.

„Gestrenger Herr Geist, es freut mich außerordentlich, Dero interessante Bekanntschaft zu machen. Ich weiß zwar nicht, ob meinem Schimmel oder mir solch' geistreiche Ehre zugedacht worden, allein ich werde mit dem getreuen Thiere wetteifern, Dero Wohlgefallen zu verdienen."

„„Naseweißer Bengel!"" brüllte der Geist, „„wie viel Jahrhunderte bist Du denn voraus geboren, daß Du so glattzüngig schwatzest? Ich will Dich beschim-

meln! Der Schimmel ist mein von Rechtswegen, dieweil ich darauf sitze.""

Gundibert, der schlau genug war, um wissen zu können, daß große Geister nicht viel mit sich spaßen lassen, zog schnell die Segel ein und sprach in feiner doch freimüthiger Weise:

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieser Schimmel Ew. Gestrengen zugehört und bitte demüthiglichst um Verzeihung, daß ich aus Unkunde Dero excellentes Geisterpferd gleich einem gemeinen Schimmel traktirt habe."

Der Geist schnitt ein kuriöses Gesicht und zwang sich zu einem angenehmen Grinsen. Seine Nase wurde dabei etwas moderner.

„Wer bist Du denn eigentlich, Du keckhaftes Kerlchen, und warum erdreistest Du Dich, mich bei meinem Spitznamen zu rufen? — Weißt Du wohl, daß ich Dir den Hals umdrehen könnte?"

„„Aus Erfahrung zwar nicht,"" erwiederte Gundibert auf diese geführliche Frage, „„indessen hege ich das beste Vertrauen zu der Geschicklichkeit eines so großen Geistes, aber auch zu Dero Gerechtigkeitsliebe. Da Ew. Gestrengen nichts in der Welt verwunderu kann, so werden Dieselben auch meine Entschuldigung nicht als ein Mährlein verwerfen. — Diese Perle nämlich riskirte es, nachdem sie sich respektvoll vergrößert hatte, mir Dero gefeierten Spitznamen lesbar

zu veraugenscheinigen. Weit entfernt, etwas Unziemliches dabei zu denken, erschien mir derselbe höchst ehrwürdig und nur mit Ehrfurcht sprach ich ihn aus.""

Kaum hatte Gundibert vollendet, da verwandelte sich das Scheusal in einen schönen, mannlichen Ritter und saß auf einem Roß mit goldenen Flügeln.

„Sei mir willkommen, junger Held," sprach der Verwandelte, „Du bist mir von einem lieben Wesen gar freundlich empfohlen worden und jene Perle war Dein Geleitsbrief. Ich bin der Gnomenkönig des Riesengebirges, allerdings gemeinhin Rübezahl genannt. Die Welt erzählt von mir mancherlei Tollheit, aber ich bin ein jovialer, gutmüthiger und honetter Kerl; mitunter freilich etwas wetterwendisch, schadenfroh und sprudelköpfig, aber großen Leuten, sie mögen nun Geister oder Menschen sein, gereicht das zur Zierde und zeugt von Charakter. Wir dutzen uns, liebes Kerlchen!"

Diese Artigkeit des berühmten Geistes verblüffte den jungen Rittersmann fast mehr, als dessen vorige Ungeschlachtheit. Er wußte sich aber zu fassen und erwiederte darauf so unbefangen, als es sich thun ließ.

Nachdem sie gegenseitig etwas bekannter geworden waren und sich bereits ein gutes Weilchen, natürlich höchst geistreich, mit einander unterhalten hatten, bemerkte Rübezahl, daß dieser Ort zur traulichen Conversation nicht sonderlich geeignet sei. Er sagte des-

halb: „Wir wollen's uns doch ein wenig behaglicher machen!" ohngefähr in dem Tone, wie Unsereiner wohl sagt: wir wollen uns doch ein Pfeifchen stopfen! — Dabei drehete er einen Ring und im Nu war die ganze Landschaft verwandelt.

Die starren Felsen hatten sich zu lieblichen Rosenhügeln herabgesenkt, die stolzen Eichen waren duftige Orangenbäume geworden. Myrthen und Epheu vertraten die Stelle des wuchernden Schlingkrauts und Alles blühte und reifte um und neben einander. Die Jahreszeiten waren verschwistert. Jegliches war Bild und Harmonie zugleich. Die Blumen flüsterten verständlich mit den Schmetterlingen, die Früchte hüpften süßgereift von den Bäumen und boten sich schmeichelnd zum Genusse dar. Die Vögel sprachen und improvisirten die lieblichsten Sangweisen. Köstliche Marmorfontainen strahlten den nassen Goldstaub empor, kleine Bacchusse fingen ihn in Blumenkelchen als Perlen auf und schütteten diese, statt des Sandes, auf den Boden. — Gundibert war voll Staunens und Entzückens.

Indem kam ein alter Holzhauer des Weges, der diese Verwandlung gar nicht zu bemerken schien und sich geberdete, als wenn er durch dicht verwachsenes Gezweig sich hindurchdränge, obwohl alles frei um ihn war. Dann stellte er sich an, als hebe er einen schweren Stein auf, und hatte doch die lieblichste Rose

in der Hand. D'rauf nahm er seine Axt, trat vor einen schlanken Liliensstengel hin und holte dermaßen aus, als wolle er die Welt zertrümmern. Er schlägt und schlägt in der Luft herum, daß ihm der Athem ausgeht. Endlich scheint er fertig zu sein; er trocknet sich den Schweiß ab und setzt sich mit großer Behaglichkeit gerad' in den dichtesten Wasserstrahl einer Fontaine. Die stäubt und sprudelt um und um. Das genirt ihn nicht. Er nimmt mit angenehmer Seelenruhe einen gewichtigen Käse aus seiner Tasche, schneidet ab und Wunder! — das erste Scheibchen ist ein prächtiges Goldstück. Er traut seinen Augen nicht, versucht's noch einmal — wieder ein Goldstück und wieder eins — und so fort, bis der Käse seine Schuldigkeit gethan hat.

Der ehrliche Holzhauer schien seinen Wohlthäter zu ahnen, ob er ihn gleich nicht sah. Er verneigte sich demüthiglich nach allen Weltgegenden, damit er ihn ja nicht verfehlte, und stellte sich zum Ueberfluß noch auf den Kopf, um, wenn etwa der Gnomenkönig innerhalb seiner eigentlichen Residenz verweile, ihm auf diese Weise seinen Reverenz zu machen. — Nachdem der Holzhauer abgeschoben, erschien ein frisches, wohlgekleidetes Landmädchen. Sie späh'te überall hin und schien Jemand zu erwarten. Rübezahl merkte Lunte und hatte alsbald einen Schwank im Sinne. Es dauerte nicht lange, so kam auch ein

junger Bursch daher; kaum hatten sich die Beiden erkannt, da stürzten sie sich liebeselig in die Arme. — Aber Himmel, welcher Schrecken! — Jedes hält ein scheußliches Fratzenbild umarmt. Schreiend stürzen sie auseinander — da erkennen sie sich wieder, reiben die Augen und getrauen sich's nicht, ihre Zärtlichkeit zu wiederholen, aus Furcht vor einer ähnlichen Metamorphose. Die Liebe aber zagt wohl, doch sie verzagt nicht. Die beiden Liebesleutchen fassen ein Herz, kommen sich näher und näher und überzeugen sich endlich, daß sie nichts weniger als Fratzen sind, und das auf die schönste Art von der Welt. Sie lagern sich darauf ohne Umstände, halbsitzend, in einen kleinen Teich, als wenn es der herrlichste Rasen wäre, und küssend und scherzend schwimmen sie darauf herum, sie merkten's aber nicht. Endlich wollten sie sich trennen. Der Bursch reicht dem Liebchen ein Vergißmeinnichtsträuschen; sie nimmt's und steckt es zärtlich an's Herz, und siehe, da sind die Blümchen herrliches Edelgestein geworden; noch weiß sie es nicht. Sie nimmt eine Rose und gibt sie dem Geliebten; er steckt sie stolz an seinen Hut, und siehe, da ist's eine köstliche Goldrose. Ein's sagt's verwundert dem Andern. „Das hat uns Rübezahl gethan; — Du guter, edler Geist, wir danken Dir:" sagten Beide zugleich. Damit knieeten sie nieder und fielen sich bei der Gelegenheit recht bequem in die Arme. Rübezahl lachte hell auf und Gundi=

bert wußte nicht, ob es ihm wohl oder wehe zu Herzen sei.

Jetzt kam ein Schneiderlein des Weges, gar flott und leichtfertig, denn sein Ränzel war gutmüthig und machte ihm das Wandern nicht sauer; er pfiff sich ein lustiges Liedchen. Indem stand er dicht vor Rübezahl, der sich mit seinem Begleiter unsichtbar gemacht hatte. Da stimmt er ein anderes Liedchen an, halb fröhlich, halb schmerzhaft:

Ach wenn ich doch über die Berg' hinaus wär',
Beim Liebchen, Herzliebchen mein,
Die Schneider sind leicht, in der Fremd' noch zu schwer,
Daheim könnten's schwerer sein.

Ach wenn ich doch über die Berg' hinaus wär',
Dann wär' alles Seufzen vorbei,
Die Schneider sind leicht, doch die Seufzer sind schwer,
Sehnt man sich das Schätzchen herbei.

Ach wenn ich doch über die Berg' hinaus wär',
Dann schüttelt' ich ab allen Schmerz,
Die Schneider sind leicht, doch zum Fliegen zu schwer,
Sonst flög' ich dem Schätzchen an's Herz!

Und hui! — da flog er hin; aus der Luft noch trillert' es:

Jetzt flieg' ich dem Schätzchen an's Herz!

Das beglückte Liebespärchen, welches sich im Abgehen noch einmal umgeschaut hatte, sah den neumodischen Vogel fliegen, und vor Verwunderung schlu=

gen sie die Hände über dem Kopf zusammen. Von ihnen hat man späterhin dieses Histörchen erfahren.

Wir sehen also aus diesen unbedeutenden Kunststückchen des berühmten Zaubermeisters, daß er seinen Gast doch angenehm zu unterhalten wußte und nicht etwa zum Jammer und Verdruß eines Andern, wie es denn leider unter den Mächtigen so oft geschieht, sondern zur höchsten Ergötzlichkeit. — Wie wird das Schneiderliebchen gestaunt haben, als ihr getreuer Nähnadel sich so kurz resolvirt hatte und ohne Weiteres angeflogen kam. Man weiß es wohl, daß Rübezahl auch zu Zeiten einen verteufelt bösen Humor anschnallte, aber dießmal hat er sich rechtlich betragen, nicht wahr? — Ach, wenn doch Jeder so seinem Schätzchen an's Herz fliegen könnte! Nun, es ist kein Ding unmöglich!

Nach diesem Vorspiel führte der Gnomenkönig seinen Gast — natürlich mit Knall und Fall — in sein unterirdisches Zauberreich und zwar unmittelbar in sein Residenzschloß. Es lag auf einem smaragdenen Berge, umgeben von den Wunderpallästen der Großen und des Gnomenadels. Eine Erzsäule, welche die Jahrhunderte durch ihr Getön abzählte, strebte, gleich einem riesenhaften Thurme, in den geheimnißvollen Dunstkreis empor. Ein magisches Licht, hell und doch dämmernd, lieblich und doch bangend, umwallte das Reich der Gnomen. Aus dem erzenen Boden knospeten die kostbarsten

Steinblumen, farbenreicher als die üppigste Blüthenwelt der äußeren Natur. Flüssiges Metall, helles Silber und rothes Gold, durchfluthete in breiten Strömen das wunderbare Land und trug ganze Städte von Schiffen und Gondeln, die das Geisterwort lenkte. Statt der Sterne leuchteten Diamanten hernieder; ein rosiger Goldathem durchschwamm die Luftregion, gleich den Wolken außerhalb. — Die Phantasie ist zu arm, um jener unerschauten Wunderwelt Farben zu leihen, reicht sie doch nicht hin, um einen Millionentheil der heiligen Gottesschöpfung, die uns sichtbar, herrlich und groß, umgiebt, in sich aufzunehmen und zurückzuspiegeln wie ein Thautropfen die Sterne. —

Rübezahl lud Gundibert nun freundlich ein, sich's den Winter über bei ihm gefallen zu lassen, und versprach ihm, bestmöglichst für seine Unterhaltung sorgen zu wollen. — Wir übergehen die mancherlei pompösen Festlichkeiten, denen unser junger Ritter außerordentlicher Weise beiwohnte. Das tausendjährige Jubiläum des Ministers des Innern dürfte der Schilderung einer geübteren Feder vorbehalten bleiben. Die Einweihung des Hoftheaters Sr. Gnomen-Majestät hatte für Gundibert viel Interesse und die Darstellungen darin waren in vieler Hinsicht den unsrigen, in dem jetzigen Jahrzehend, gerade entgegengesetzt, wo so eben die Zauberwelt debütirt und wahrscheinlich engagirt wird. Nur Einfachheit und Natur, ohne Zau-

berei und Hexenspuk kam zur Aufführung. Es konnte dem Gnomenvölkchen kein größres Vergnügen machen, als wenn ein Stück gegeben wurde, wo es rein menschlich zuging und sich durchaus nichts Uebernatürliches in's Spiel mischte. Ihre Schauspieler mußten sich also in natürliche Menschen verwandeln, wie sich die unsrigen in Geister, Elfen, Kobolde u. s. w. metamorphosiren müssen. Daß dieses den Gnomen besser gelingen mußte, liegt am Tage, indem sie weder Toilettenkünste noch Versenkungen und Luftschiffe bedurften, sondern blos ein bischen guten Willen. So ein gewöhnlicher Mensch ist ja leicht nachgemacht. Im Grunde genommen waren die Gnomen eben so närrisch, als es unser modernes Publikum ist, denn die Natur, die einfach menschliche, war für sie keine Natur, so wie bei uns das Uebernatürliche und Unbegreifliche zur Aufgabe eines Künstlers gemacht wird, der die Natur studirt.

Neben den theatralischen Ergötzlichkeiten übte der Gnomenkönig auch sein altes beliebtes Scherzspiel, aus Rüben lebendige Bilder zu schaffen. Dabei verfiel er auf den drolligen Gedanken, Vergangenheit und Zukunft figürlich zu vereinigen. Er zauberte nämlich die berühmtesten und interessantesten Menschen, oder auch nur die renommirten, nicht allein der vergangenen Zeitalter herbei, sondern auch die der kommenden. Da gab es denn mitunter höchst ergötzliche Zusammen-

stellungen. Rübezahl z. B. unterhielt sich sehr spaßhaft und vergnügt mit dem alten Musäus; der mußte ihm die Geschichten seiner eigenen Person erzählen und wenn der ehrliche Mährchenvater ihm ein wenig den Text las, so wollte er sich schier krank darüber lachen. Anakreon und Gleim saßen frisch und fröhlich neben einander und waren wieder jung geworden. Anakreon hatte Fräulein Henriette Sonntag, als Rosinchen, auf dem Schooße und ließ sich von ihr das Liedchen:

Χαλεπον το μη φιλησαι
Χαλεπον δε και φιλησαι; *)

mit Variationen vorsingen. Sein Bruder Gleim bekourte die Sapho und übersetzte ihre Oden in naive Schäfergedichtchen; Theokrit und Geßner spielten mit einander Schalmeyens; Röhr und Tholuck tranken Brüderschaft und Hase kam schnurstracks aus Jena, und sagte: Nehmt mich in Euren Bund als den Dritten! Der Theolog von Weimar nickte gerührt: concedo! — Die jungen Deutschmänner pomadisirten den alten Sokrates mit blonder Salbe, daß er wieder jugendlich werde; Heine tanzte mit der reizenden Lais schottisch, und als sie matt war, las er ihr seine Reisebilder vor, da wurde sie wieder frisch; Gutzkow er-

---

*) Schweres Ding ist's, nicht zu lieben,
Schweres Ding auch ist's, zu lieben.

zählte den Evangelisten seine Liebschaften und nur Börne saß dort, allein und sinnend und winkte die Freunde zurück. Der Tod stand neben ihm, aber er reichte ihm einen Labebecher und der Genius des Lebens einen Kranz. Tod und Leben verstanden ihn! —

Unser Gundibert ergötzte sich an diesem lebendigen Bilderbuch, aber sein Herz war fremd unter dem Fremden und sehnte sich nach lieber Bekanntschaft. Rübezahl las den Wunsch in seiner Seele und sagte:

„Die Zeit wird Dir lang, junger Ritter, Du hast recht, ein Geschöpf mit tausend Sinnen ohne Herz ist todt. — Wo weilen Deine Gedanken? — nur zu! — In diesem Spiegel wirst Du sie verkörpert finden. Dein Herz giebt den Bildern das Leben."

Mit diesen Worten schwang er den Stab; die wunderbare Gesellschaft verwandelte sich wieder in Rüben: sic transit gloria mundi! —

Gundibert sann und dachte mit dem Herzen. Ein goldener Vorhang rauschte auf und siehe, dort lag sein Fischerhüttchen, sein Gärtchen, sein Felsen. — Es war ein stiller Winterabend. Die Berge schimmerten im weißen Gold und der Himmel athmete den kalten Duft. Um Maja's Grab war ein rosiger Schleier gewoben; er zerriß, da sah er — sich selbst, knieend unter duftenden Blumen und der Frühling säuselte. War es nicht seine Seele, die da knieete, versichtbart, wie ein Traum? — er träumte sich selbst.

Lang hatte er die süße Andacht gehalten; da erhob er sich von den lieben Gräbern und ging dem Hüttchen zu. Noch hingen die Netze an der Thüre, umglänzt von den kalten Diamanten. Er öffnete und trat in den Hausflur. Alles still und öde. Aber die Wände glänzten, als ob sie mit goldenen Farben umkleidet wären — es war wohl nur der Abendglanz — der Fußboden leuchtete — nur Wiederschein — aber der Eingang des Stübchens war mit Blumen geschmückt — vielleicht ein Fest des jetzigen Bewohners — ein Blumenfest im Winter! — Gundibert trat ein, oder vielmehr, er sah sich eintreten. Wie — war das sein ärmlich Stübchen? — nein, ein kleiner Feentempel war es. Bunte Laubhütten blüheten ringsumher; die Decke war blaugewölbt und bunte Schatten schwebten darunter hin. Inmitten des Stübchens schaukelte sich an zarten Rosenketten eine zierliche Gondel mit schlanken Lilien geschmückt; auf jeder derselben, vier an der Zahl, wiegte sich ein Vöglein. Das eine erkannte Gundibert als sein geliebtes Rothkehlchen; es trug heute ein kleines Krönchen auf seinem Köpfchen und sah gar vergnügt aus; das andere war eine blaue Nachtigall; an ihrer Brust hing eine weiße Phiole; — das dritte war ein Zeisig, mit glänzenden Goldfedern; unter seinen Flügeln trug er einen Pfeil; — das vierte war eine Meise, schwarz und weißgesprenkelt, mit einem rothen Perlenkettchen um den Hals. —

Diese Vögelchen schienen in sehr lebhafter Unterhaltung begriffen zu sein.

„Ei, könntest Du sie doch belauschen!" dachte Gundibert, und im Nu sah er sich in der Gondel und hatte die kleinen Schwätzer so nahe, daß er fast ihren Athem vernehmen konnte. Mit Vergnügen bemerkte er, daß sie von seinem sichtbaren Geiste, obgleich er sich ziemlich bereit machte, nicht die geringste Notiz nahmen und ungestört in ihrer Conversation fortfuhren. Wir heben das Hauptsächlichste davon heraus.

4.

Die Erzählung der blauen Nachtigall.

Rothkehlchen.

Erzähle mir doch etwas, süße Nachtigall, wie es Dir seit Deinem Tode ergangen ist, oder lieber etwas von Deinem irdischen Leben; jetzt sind wir ja selig, und das Leid der Vergangenheit thut uns nicht mehr wehe.

Zeisig.

Fürwahr, meine Königin, ich würde mich den glücklichsten Zeisig nennen, wenn ich Ihre, auf jeden

Fall interessante Geschichte vernehmen dürfte. Gewiß ist dieselbe mit mancherlei süßen Abentheuern verwebt. Ach Gott, ich war bei meinen irdischen Lebzeiten ein enormer Freund solcher Abentheuer und es hängt mir noch jetzt so etwas an, nachdem ich unwürdigerweise in den Stand der Verklärung versetzt worden bin. Also gönnen Sie mir und den holden Damen dieses unschuldige Vergnügen; selbst die einfachste Begebenheit wird aus einem so schönen Munde zum lieblichsten Abentheuer.

Meise.

Bitte, bitte, liebes Nachtigallchen, erzähle irgend ein Abentheuerchen, so etwas amüsirt mich.

Nachtigall.

Nun denn, wenn Sie mit einer einfachen Skizze vorlieb nehmen wollen und nicht etwa einen kleinen Roman erwarten, so will ich es wagen. Ich muß Verhältnisse berühren, die noch jetzt mein Gemüth auf das innigste beschäftigen.

Zeisig.

Also doch Verhältnisse — charmant!

Nachtigall.

Ich werde ein wenig weit ausholen, um wahrscheinlich desto kürzer abzubrechen. Mein Vater ist der König Singsang. Als Jüngling war er das Wunder seiner Zeit. Er war schön wie der Liebesgott, ritterlich und poetisch. Sein Geist glich einem Zauberspie-

gel, in dem sich die Erde verschönt, sein Auge einem feurigen Herzen, daraus der Himmel blickt. In seiner Brust wohnte ein wahrhaft himmlischer Gesang, der Alles, was ihn vernahm, bezauberte und entzückte. Von den Männern wurde er verehrt, von den Frauen vergöttert. Und dennoch schien er, bei allem Liebreiz, der Liebe nicht fähig zu sein; sein Herz war ein kalter Diamant. —

Die Eltern wünschten, daß er sich vermählen möchte, um ihnen Enkel zu geben und dem Lande hoffnungsvolle Regenten. Er versprach es lächelnd und lächelnd vergaß er das Versprechen. Die Freiheit dünkte ihn die süßeste Braut zu sein. O, wie viele schöne Augen weinten um ihn, wie viele stolze Herzen demüthigten sich vor ihm in dem Bewußtsein ihrer Verschmähung. Es sollte aber anders kommen.

Einst wandelte er gedankenvoll an dem Ufer des Elbstroms hin. Er kam an einen kühlen Baumplatz. Der Frühling schien da mit seinen Blumen ein seliges Stillleben zu feiern. D'rum dünkte es ihn hier gar süß und sangmüthig. Er spähete ringsum, ob ihn auch Niemand belausche. Und als er sich allein fand, nahm er die Laute zur Hand, die er gewöhnlich bei sich trug, und stimmte ein Lied an, so schön und wunderbar, daß die Elbnixen aus ihren Wohnungen heraufschwammen und ihm zuhörten. Unter diesen war auch Eine, die für den schönen Jüngling ein

Herz faßte. Als ihre Schwestern, weniger gefühlvoll als sie, des Liedes genug hatten, und wieder untertauchten, blieb sie allein zurück, und antwortete dem schönen Sänger, wie ein entzücktes Echo. Da wurde sein kaltes Herz zum erstenmale erwärmt und das schlummernde Gefühl erwachte. „Wer bist Du, reizende Sängerin?" rief er, „die so geheimnißvoll zu meiner Seele spricht? — o zeige Dich meinen Augen, daß ich Dich anbete!" Und siehe, da schwebte auf der glänzenden Wasserfläche das schönste Fräulein heran, das je ein menschliches Auge erschaut. Sie war umkleidet von einem grünen Gewand, aus ihren Locken träuften lichte Perlen, und ein blauer Schleier wallte über den weißen Nacken. Jetzt stand sie vor dem erstaunten Jünglinge in aller Schöne jungfräulicher Weiblichkeit; ihre Lippen athmeten Liebe, ihr Auge glänzte Zärtlichkeit; — und sie verhehlte es dem Anbetenden nicht, daß sie ihm hold sei.

„Nur zwei Tage im Jahre kann ich Dir schenken, schöner Jüngling," sprach sie, nachdem sie gegenseitig vertraulicher geworden waren, „willst Du Dich mir zu eigen geben und treu sein, so nenne mich die Deine; Untreue aber trennt mich ewig von Dir." — Der Jüngling gelobte und der aufgehende Mond begrüßte sie als Vermählte. —

Zeisig.

Charmant! — die nixenhafte Liebe ist ächt poe-

tisch und doch gar nicht langweilig. Auf Ehre, ich möchte wohl ein Nixer sein, wenn ich kein Zeisig wäre. Jedenfalls haben wir jener melodischen Mondscheinvermählung unsere schöne Freudin zu verdanken? — o, ich habe in dergleichen Angelegenheiten einen ungemeinen Scharfblick. — Die Königin Nachtigall soll leben! — Dabei ergriff der galante Zeisig eine rothe Glockenblume, die mit süßem Thau gefüllt war und reichte den duftenden Becher herum. Nachdem Alle genippt hatten, nahm die

Nachtigall

den Faden wieder auf:

Sie haben es errathen: die Elbnixe war meine Mutter. Ich wurde, gleich den übrigen Nixen unter dem Wasser erzogen und habe bis zum 17 Jahre das Licht der Erde nicht erblickt. Singsangs Vater wollte mich nicht als rechtmäßige Tochter seines Sohnes anerkennen. Als aber meine Mutter dem Prinzen auch einen Sohn gab, da wurde des alten Königs Herz versöhnt und wir Beide in die angeborenen Rechte eingesetzt. Es war eine glückliche Zeit. Ein seliger Festtag wurde gefeiert; auch meine Mutter erschien an demselben mit allem Liebreiz einer Erdenkönigin geschmückt. Es war die Abendröthe ihres irdischen Glücks. Die festliche Sonne sank und die Nacht des Kummers brach herein. Der Prinz, dem der alternde Vater den Scepter übergeben hatte, wurde, noch ehe der Tag

der jährigen Wiedervereinigung erschien, meiner Mutter treulos. Er vermählte sich mit einer benachbarten Prinzessin, die ihm ein Königreich zubrachte. Die neue Gemahlin genas eines Sohnes, der allgemein als der eigentlich rechtmäßige Erbe anerkannt wurde. Singsangs Herz widerstrebte, doch er fügte sich endlich den Staatsinteressen, die keine natürlichen Rechte anerkennen. Mein Bruder wurde demnach aller Ansprüche für verlustig erklärt und in dürftiger Verborgenheit erzogen. Ich weiß nicht, so viel ich mich auch darum bemühte, was aus ihm geworden; eine süße Ahnung aber sagt mir, daß ich ihn wiederfinden werde, und dann soll er alles Leid verschmerzen.

Zeisig.

Sonderbar! — ich halte zwar nicht eigentlich viel von den Ahnungen, weil wir in unseren verklärten Verhältnissen doch aufgeklärt genug sein müßten, um Alles zu wissen und nichts mehr zu ahnen — allein so ganz ist es denn doch nicht der Fall; auch das überirdische Wissen ist Stückwerk; — und dießmal spüre ich selbst eine gewisse ahnungsvolle Inspiration; ja es kömmt mir sogar vor als ob die Verwirklichung unserer Ahnungen gar nicht fern sei. — Doch apropos, schöne Nachtigall, Sie waren damals, als Sie die Elemente wechselten, siebenzehn Jahre — fürwahr, ein sehr liebenswürdiges Alter!

Rothkehlchen.

Tirillili, Tirillila,
Hoffnung ist freundlich, ist immer nah!

Zeisig.

Wie, holdes Rothkehlchen, Sie sprechen in Versen? — o das ist göttlich! — Doch wieder auf das liebenswürdige Alter zu kommen — nicht wahr; es war sehr liebenswürdig?

Meise.

Gesteh' es uns, Nachtigallchen! — o, ich war auch einmal 17 Jahre! — Hast Du geliebt? —

Nachtigall.

Ja, ich habe geliebt! — geliebt mit der ganzen Wonne eines reinen Herzens!

Zeisig.

Wie vielmal, meine Theuerste, wenn ich fragen darf?

Nachtigall.

Schweigen Sie! — Sie haben nie geliebt!

Zeisig.

Doch, doch!

Meise.

O!

Zeisig.

Fräulein Meise, Sie seufzen? — fahren sie fort, schöne Nachtigall, damit ich auch ein wenig seufzen kann.

Rothkehlchen.

Wen liebtest Du denn, Schwesterchen?

Nachtigall.

Einen jungen Fürsten, schön wie der Tag; er theilte meine Gefühle. Wenn er lächelte, so blühte meine Seele auf, wie eine Frühlingsblume.

Zeisig.

Wie süß muß sie geduftet haben!

Nachtigall.

Wenn der Kummer sein Auge trübte, so weinte mein Herz. — Er bot mir seine Hand; wir wurden vermählt.

Zeisig.

Schon? — das ist schade!

Nachtigall.

Aber das böse Geschick legte den Argwohn in sein liebendes Herz; der Neid brütete ihn sorgsam und die Eifersucht war das dämonische Kind. Alle Freude wich. Ich wurde verschmäht, gehöhnt, verstoßen. Ich duldete es. Meine Sanftmuth empörte ihn. Mit Lächeln reichte er mir die Giftphiole zum Versöhnungstranke — ich starb und war versöhnt.

Zeisig.

Das ist einzig! — also vergiftet! — o schrekkensvolle Liebe! — Ja, ja, jetzt erkläre ich mir die Phiole an Ihrem Herzen. Aber betrachten Sie diesen Pfeil; — in einer verliebten Desperation habe

ich ihn mir selbst in das Herz gestoßen; ich starb und war auch versöhnt. Wahrhaftig, das Sterben ist eine köstliche Erfindung. — Und Sie, holdes Rothkehlchen, schlagen die Augen nieder? — haben Sie vielleicht auch so ein sterbendes Liebesabentheuer mit durchgemacht? — ja, ja, ich ahne, doch ich ehre Ihr Geheimniß. Was sagen Sie dazu, Fräulein Meise? — Sie haben von jeher viel geschwärmt; eines natürlichen Todes können Sie also unmöglich gestorben sein.

Meise.

Ach, woran erinnern Sie mich, Sie böser Schalk! — betrachten Sie diese Perlenschnur, die an meinem Halse roth gezeichnet ist —

Zeisig.

Bravo, bravissimo! jetzt geht mir ein Licht auf! — also strangulirt! — O Sie köstliches Meischen, nun bin ich ihnen noch einmal so gut. Wir zwei sind also Selbstmörder; das Wort klingt etwas fatal, aber Sie machen es reizvoll. Lassen Sie uns, da das irdische Schicksal uns verschwistert hat, auch in dem überirdischen zusammenhalten. Und auch Sie, holde Damen, werden uns nicht ausstoßen. Ueber den Wolken schwindet ja das Vorurtheil. — Apropos, heute ist unser Verwandlungstag; ich sehne mich ordentlich danach, wieder einmal ein vernünftiges Aussehen zu bekommen. Kehren Sie noch heute nach dem Monde zurück, Fräulein Rothkehlchen?

Rothkehlchen.

Ja: auch meine Freundinnen werden mich begleiten, um bei mir zu soupiren. Wir werden ein kleines Familienconzert veranstalten. Wenn Sie kein allzustrenger Kritiker sein wollen, so sind Sie freundlichst eingeladen. Um Mitternacht können Sie die beiden Damen, die leider die Mondathmosphäre nicht lange vertragen können, nach Hause begleiten, und dann bequem noch auf Ihren Stern zurückkehren.

Zeisig.

Ich nehme Ihre Einladung mit Entzücken an. — Aber es ist Zeit zum Aufbruch; — ich fühle mich schon durch und durch verklärt.

Meise.

Und auch mir ist es schon ganz ätherisch zu Muthe.

Nachtigall.

Geben Sie noch einmal von dem süßen Thau, lieber Zeisig. — So; auf eine glückliche Fahrt!

Rothkehlchen.

Es kann nicht fehlen, die Luft ist rein,

Tirillili, Tirillila
In zwei Minuten sind wir da! —

Die Gondel erhob sich; die Vöglein verwandelten sich in zarte Feengestalten; das Rothkehlchen wurde Maja; die Meise ein sanftes Mondscheinfräulein, die

Nachtigall eine lieblich stolze Fürstenschönheit, der Zeisig ein ätherischer Galanton. Häuschen und Stube war verschwunden — Gundibert fühlte sich nicht wohl zu Sinne, als er sein Ich mit der luftigen Gesellschaft empor flügeln sah. Und hui — da war es ihm, als wenn in seinen Nerven tausend Saiten zersprängen, ein tönender Schlag durchzuckte sein Herz, ein frischer Luftzug wehte; er schlug die Augen auf und siehe, da lag er noch in der Felsengrotte auf duftig grünem Moose, sein weißes Roß stand neben ihm und wieherte ihn fröhlich an. So wäre dies Alles nur Traum gewesen? — Was half das Grübeln! — er erhob sich, frisch entschlossen, und führte sein Roß heraus. Aber wie erstaunte er, als er den Frühling erwacht sah; die Wälder hatten das Sterbekleid gegen das weiße Blüthengewand der Auferstehung vertauscht. Die Quellen hüpften fröhlich über die grünen Wiesen, Zephyre schmeichelten den alten Eichen, Veilchen blühten, Käfer schwirrten, und die Vögel bauten singend und zwitschernd ihre Nester. So hatte er den Winter verträumt. Aber den Frühling wollte er nicht verträumen. Er freute sich der Wirklichkeit; bald sah er sich das Leben eröffnet und ritterliche Abentheuer geben von ihm Kunde.

5

Gimorna.

Die Sage läßt uns Gundibert am Hofe des böhmischen Königs wiederfinden. Sein Name war unter den Tapfersten des Landes bekannt und berühmt. Der junge Fürst würdigte ihn seiner Freundschaft und seines Vertrauens; die edelsten Damen würdigten sich seiner Huldigung; — doch Er? — ach er erkannte den Werth der Frauen noch nicht, denn er liebte noch nicht; und Liebe ist ja der höchste Frauenwerth. —

Zu jener Zeit lebte in dem Böhmerlande ein Fräulein mit Namen Gimorna; sie war die erste Putzdame, die feinste Sünderin und die lieblichste Schlange ihres Geschlechtes. Sie war außerordentlich reich, aber der Ehrgeiz verschwendete ihre Schätze. Auf ihrem Schlosse, welches in der reizendsten Gegend erbaut war, herrschte sie, gleich einer Königinn; doch ein solches Königreich dünkte ihr zu gering; sie strebte nach der Krone von Böhmen. In stolzen Augenblicken hatte es ihr leicht geschienen, an der Spitze ihrer Ritter den König zu stürzen und sich als Regentin huldigen zu lassen; allein unter einen Frauenhut sind nicht Viele zu bringen, wie in ein Frauenherz: jeder

Einzelne gelobte es, für sie zu kämpfen und zu sterben, aber jeder Einzelne hatte auch nur einen Preis, ihren Besitz; und den einen Preis konnte die Königin nicht unter Alle vertheilen, wie es der Simorna leicht geworden wäre. Sie gedachte deshalb den König durch ihre Schönheit zu überwinden und zu ihrem Sclaven zu machen; dann war sie ja Königin des Königs, mithin auch Königin des Volks. Aber leider hatte sie, trotz ihres Frauenstolzes, bemerkt, daß ihre Reize zu welken anfingen, daß die Legion ihrer Anbeter sich allmählig zu einer zählbaren Schaar junger Fante und alternder Gecken ermäßigte. Ihre Wangen erglühten bei dem Gedanken, daß ihre Triumphe vielleicht bald vorüber wären, in grollender Schaam, und die Seligkeit des Himmels dünkte ihr feil für eine unverwelkliche Jugendblüthe und die Fortdauer eines üppigen, schwelgerischen Frauenlebens. In solcherlei Grübeleien versunken, durchwandelte sie ihren Blumenpark; manch' Mährchen von magischen Künsten, welche verblühten Wangen neue Rosen geben, erstorbenen Herzen jugendliche Gluth, durchkreuzte ihre Phantasie und umnebelte ihre Sinne. Sie lagerte sich unter einen duftigen Baum und spann die bunten Gedanken fort; dann schlief sie ein. Ein schöner Traum entführte ihre Seele in das Reich der Magie. Es war ein Garten, wo Alles Jugend athmete, Alles Schönheit blühte. Die Vögel sangen lü-

sterne Lieder, die Blumen kos'ten von geheimer Wollust, die Quellen rauschten von süßer Schwelgerei; überall winkten dämmernde Lauben, wo die Liebe verstohlene Feste feierte; reizende Gestalten suchten und fanden sich; die Leidenschaften waren lieblich verkörpert. Da gab's keine gebleichten Wangen, kein glanzloses Haar, kein verschmachtendes Herz. Wunsch war Erfüllung, Sehnsucht Genuß, Hoffnung Beseligung. — Auf einem Blumenlager ruhete in süßer Mädchenumarmung ein schöner Dämon; er trug eine Rosenkrone auf seinem Haupte. Mit Lächeln winkte er die träumende Gimorna heran.

„Du bist in dem Lande der Jugend, schöne Dame," hob er an; „meine Geister haben mir von Deinen Wünschen Kunde gebracht, drum ließ ich Dich von einem Traum hieher begleiten. Du siehst, hier weilt die Freude, die entfesselte Lust; hier wohnt die Unschuld in paradiesischer Reinheit; von Schamhaftigkeit und Sitte wissen wir nichts und befinden uns dabei sehr wohl. Das Geheimniß dient uns nur zum Genuß, nicht zum Verbergen. Es steht ganz bei Dir, ein gleiches Loos zu erlangen. Willst Du ewige Rosen auf Deine Wangen? — willst Du feuriges Blut in's Herz? — willst Du köstliche Perlen weinen? — willst Du Liebespfeile in Deine Augen? — Du darfst nur wünschen! Zuvor aber mußt Du Dich mir zu eigen geben. Du wirst noch lange frei sein. Erst

dann, wenn Dein irdisches Auge bricht, wird deine Seele meine Sclavin. Entscheide!"

„„Dein auf ewig, wenn mein Auge gebrochen!" sprach Simorna; „„nur laß' mich herrschen durch Glanz und Liebreiz so lang' ich lebe; gib mir unversiegbaren Genuß, und im Genusse unversiegbares Verlangen.""

„Es sei!" sprach der schöne Dämon und sein Auge glänzte voll düstern Feuers. „Du bist mein, süße Braut!" — Mit diesen Worten küßte er Simorna auf die weiße Brust; es war ein Feuerkuß, der durch die Seele brannte; — da erwacht sie. Der Traum war entflohen, aber der Feuerkuß glühete noch, wie eine rothe Blume, an ihrem Herzen und überzeugte sie von der Wahrheit des neuen Bundes. —

Als sie in das Gartenschloß zurückgekehrt war, fand sie in ihrer Garderobe die köstlichsten Stoffe, nach dem feinsten Geschmack gearbeitet. Perlen und Diamanten strahlten ihr aus jedem Fach ihrer Schmuckkästen entgegen; seidene Teppiche, dicht gewebt, schmiegten sich unter ihrer Sohle; leuchtende Spiegel gaben ihr die Zaubergestalt, in schlanker Fülle, milder Hoheit, lieblichem Stolze zurück. Die braunen Locken, die um den üppigen Nacken ringelten, schienen zu leben, Wollust zu empfinden; ihre Wangen schienen Rosenduft zu athmen, ihre Lippen in flüssigem Purpur

zu glühen. Die Augen sendeten lichten Glanz auf die Lilien ihrer Schläfe, daß sie rosig aufblühten; ihre Brust wogte wir ein entzücktes Meer und tausend Empfindungen stiegen d'rinn auf und ab. Gimorna war die Rose vollendeter Schönheit, ein verkörpertes Wundermährchen. — Gleich einer Göttin wurde sie gefeiert; die Stolzen, welche die Verblühende verlassen, glaubten dem Wahnsinn verfallen gewesen zu sein, daß sie die Himmlische, die Jugendkönigin nicht mehr in ihr erkannt hatten; Greise, denen sie gelächelt, träumten auf dem Sterbebette noch von ihr; Männer lachten ihren Frauen Hohn, wenn sie sich schön dünkten; Jünglinge, die ihre Mädchen angebetet, sangen ihnen Spottlieder; die Modeschönheiten des Tages zerschlugen ihre Spiegel, weil sie ihnen Reize vorgelogen, die Niemand mehr gelten ließ; die ganze Ritterschaft war zu Don Quixoten geworden und schalt die Sonne eine Tollhäuslerin, weil sie es wage, ihren Glanz über den der Gimorna zu erheben.

Schon lange hatte diese außerordentliche Dame die böhmische Männerwelt bezaubert und unzählige Herzen verglühten auf dem Opferaltare ihrer Schönheit. Es war ihr gelungen, selbst den König in ihr gleisnerisches Netz zu locken, er war ihr Sclave; das Land seufzte unter dem Scepter der Buhlerin, die ihn der königlichen Hand zu entringen wußte, um damit ein grausames Scherzspiel zu treiben. Sie hatte kei-

nen Sinn für Völkerglück; ihr Auge sah da, wo Blut träufelte, nur rosige Perlen.

Zu Ehren des Königs und seiner Ritter hatte Gimorna ein Fest angekündigt, das durch Neuheit und sinnige Pracht seines Gleichen nicht erfinden sollte. Es war ein froher Aufruhr in der böhmischen Hauptstadt; die Straßen wimmelten von vornehmen Rittern und glänzenden Karossen. Noch fehlte der König, um den Zug nach dem Schlosse Gimorna's zu beginnen. Er erschien auf einem prächtigen Rosse, herrlich geschmückt, inmitten seiner Getreuen; unter ihnen war Gundibert. Viele der Edlen, stolz an Kraft, voll ächter Ritterlichkeit, trugen schon den Liebesbrand für Gimorna in ihren Herzen und Viele glüheten vor Sehnsucht nach dem Brande. Nur Gundibert, der schönste unter den Rittern, war frei von Liebe, frei von Sehnsucht. Er erstaunte ob der Verzückung solcher tapferen Männer, die sich von den Strahlen eines schönen Auges gängeln ließen, und es dünkte ihn ihr Beginnen wie ein vergnügter Wahnsinn. — Unter Liebesgesängen und reizender Musik bewegte sich der Zug von dannen. Auf allen Mienen lächelte der Frohsinn, die Hoffnung, oder süße Erwartung; es schien eine Wallfahrt nach dem Himmel zu sein. — Jetzt langten sie vor dem Pallaste Gimorna's an. Reichgeschmückte Diener empfingen die Rosse, schönbekleidete Knappen geleiteten die Gäste in prächtige Gemächer,

holde Knaben reichten ihnen in goldenen Becken das flüssige Krystall zum Waschen, liebliche Jungfrauen ordneten ihren Schmuck.

Ein herrlicher Saal, in dessen tiefblauer Decke künstliche Sterne glühten und ein magisches Licht verbreiteten, nahm späterhin die Erstaunten auf. Die Wände waren mit den Frühlingen aller Länder tapeziert, der Fußboden mit köstlichem Porzellan getäfelt. Ein goldener Vorhang schien die Angebetete noch zu verhüllen. Er rauschte auf und ein sonniger Blumengarten stand geöffnet. Inmitten desselben blühete ein weißes Lilienbeet. Eine zauberhafte Musik begann; und, gleichsam mit den Tönen, entrangen sich aus den Lilienkelchen kleine Liebesgötter mit azurnen Flügeln; sie wuchsen zur lieblichsten Beschauung empor und begannen einen Tanz, so lockend und reizvoll, daß die Blumen lebendig wurden und sich zu zarten Fräulein gestalteten; die Liebesgötter waren klug genug, um die geheime Ursache dieser Verwandlungen zu errathen, und die Leser werden an Klugheit den Liebesgöttern nicht nachstehn, also einer besonderen Lösung des Räthsels nicht bedürfen; nur so viel darf ihnen verrathen werden: die Lösung war allerliebst. — Das reizendste Schauspiel jedoch war den ritterlichen Gästen noch vorbehalten. Gimorna, als die Göttin der Liebe, erschien auf einem glänzenden Wolkenwagen, den goldene Schmetterlinge zogen; herniederschwebend schüttete sie aus einem

Bayerische Staats-Bibliothek München

Füllhorn, das nimmer leer wurde, über die Anwesenden Rosen aus. Die Versammlung athmete mit stiller Verzückung die ätherischen Züge der Blumenspenderin ein und die Herzen schwelgten in dem Glanze ihrer Augen. Gundiberts Wange glühete fieberhaft; Gimorna sah ihn und — begehrte. Ein Wunsch: und ihr wirkliches Ich war der Versammlung entrückt; ein buhlerisches Phantom blieb zurück, das ihre Stelle vertrat. Eine dunkelnde Myrthenlaube umfing sie; wunderbare Vögel schaukelten sich auf goldenen Rosen, ein berauschender Duft durchathmete das Zauberreich der Wollust. Dort schmachtete Gimorna dem schönen Jünglinge entgegen, ihre Geister lockten ihn heran. Schon lauschte er an der Pforte; seine Augen brannten, sein Herz zitterte. Da klang mit einem Male, dicht über ihm, das feine Liedchen des Rothkehlchens; es sang eine bange, wehmüthige Weise. Die Vögel in der Laube schmetterten ihren Lockgesang; Gundibert floh, und das Rothkehlchen sang wieder vergnügt.

Der Abend war herangekommen, ein unerhörtes Concert sollte beginnen. Gimorna, die Muse des Gesanges, wollte die Welt durch das Lied erschaffen. Ihre Geister bildeten, als sichtbare Genien, das reizendste Orchester, welches je musizirt hat; der Liebesgott war der Kapellmeister; der goldne Pfeil war das

Bayerische Staats-Bibliothek München

Zauberstäbchen, womit er dirigirte. — Der Vorhang rollte auf; ein düsteres Chaos lag vor den Blicken der Zuschauer; der Kapellmeister neigte den Pfeil, das Orchester hub an. Da athmete das Chaos auf und die Elemente erwachten; die Töne rauschten: die Elemente verkörperten sich; Millionen Geister entstanden und mit ihnen Kampf und Zerstörung. Gimorna erschien; gleichsam von Tönen getragen, schwebte sie über den ringenden Massen; sie lächelte, des Triumphes sich bewußt. Der erste Hauch athmete sich melodisch aus ihrer klangreichen Brust: die Elemente lauschten; ein sanftes Lied zitterte von ihrer Lippe, Alles war besänftigt; immer lieblichere Töne tauchten auf und immer freundlicher wurden die Geister; sie lächelten sich Versöhnung zu. Das Brautlied der Natur begann: die Elemente liebten sich; die Vermählungshymne tönte: und Alles wurde Harmonie. Die Sterne leuchteten über der versöhnten Welt; ein heiterer Schöpfungsmorgen ging auf; die Erdgeister streuten Millionen Blumen auf das Land, die Feuergeister hauchten ihnen zärtliche Gluth ein, die Wasser kühlten sie mit süßem Thau, die Lüfte säuselten ihnen Melodieen zu. Gimorna durchwandelte die neue Schöpfung, Alles betete sie an. Zuletzt nahm sie in einem reizenden Liede Abschied von der Erde, um zu dem Himmel aufzuschweben. Sie saß dabei in einem goldenen Nachen, der über duftenden Blumenwellen schaukelte. Jeder

Ton dieses Schwanenliedes war ein Feuerstrahl für die Herzen. — Nur Gundibert durchrieselte ein kalter Schauer; Gimorna's Augen verfolgten ihn gespenstisch und ihre Blicke wühlten in seiner Seele; halb bewußtlos erfaßte er eine jener Perlen, die er von der Zauberschote geerndet; tausend Strahlen glänzten daraus hervor und blendeten die Versammlung. — Entsetzliche Verwandlung! Die herrliche Tonschöpfung ist ein schmutziger Sumpf geworden; das reizende Orchester besteht aus großen Fröschen, der Kapellmeister Amor ist ein greulicher Molch; Gimorna sitzt, als abscheuliche Hexe, auf einem Thron, der jede Harmonie zu Schanden macht, und keucht so eben ihren letzten Zahn heraus; auf ihrem Kopfe sitzt ein ungeheurer Kanker, der sie frisirt, zwei Fledermäuse fächeln ihr Kühlung zu, ein galanter Affe legt ihre Wangen in feine Fältchen. Es war ein entzückender Anblick! — Das reizendste Schauspiel aber gewährten jetzt die Zuschauer unter sich, die auf so schreckliche Weise aus ihren Verzückungen herausgerissen wurden. Sie erkannten an sich Veränderungen, die durchaus nicht schmeichelhaft waren. Der Eine war mit einem paar Eselsohren beschenkt worden; der Andere mit einem Bocksfuß; den Dritten zierte ein delikater Schweinsrüssel, der Vierte war mit goldenen Hörnern gekrönt u. s. w .u. s. w. Die Hörner waren vorzüglich bei den, bereits etwas gealterten, Herren bemerkbar, die jugendliche Frauen hatten, und

schienen figürlicherweise andeuten zu wollen, daß die Schönheit ihrer Gattinnen, die sie, in Folge ihrer Leidenschaft zu Gimorna, verspottet hatten, wahrscheinlich anderwärts Gnade gefunden habe. Zuerst bemerkten die edlen Gäste ihre Prädikate nicht an sich, sondern nur an den Andern, aber unglücklicherweise gestaltete sich die Luft ringsum zu unzähligen Spiegeln, und Jeder konnte nun den Anblick seiner eigenen vortrefflichen Person mit vollkommener Muße genießen. Gundibert allein hatte seine natürliche Gestalt behalten. Die Gehörnten geriethen urplötzlich in entsetzliche Wuth, zogen ihre Schwerdter und stürmten mit gräßlichem Spektakel durch den Sumpf auf die Hexe los, welche sie für die Urheberin dieses Possens hielten. Gimorna aber verwandelte flugs ihren Unterrock in einen Luftwagen, ein Dutzend galante Harpyen spannten sich gedankenschnell davor und die ganze musikalische Akademie wirbelte auf und davon. Aus der Luft ertönte es schreiend und kreischend: nach dem Blocksberg! nach dem Blocksberg! — Glücklicherweise hatten sich mit dem Hexenspuk auch die Bocksfüße, Hörner und was dergleichen mehr aus dem Staube gemacht. Das Beste aber bei der ganzen Geschichte war, daß die edlen Männer sich von ihrer Leidenschaft genesen fühlten, daß das Land wieder einen freien König bekam, und die Frauen ihren, zur Vernunft zurückgebrachten, Gatten um so reizender erschienen. — Ob hie und da noch

etliche unsichtbare Hörner zurückgeblieben, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, so viel aber ist gewiß, daß es Keiner von den Ehemännern glaubte, so lange sie es nicht augenscheinlich sahen. Waren das nicht brave Ehemänner, meine Damen? — Dem armen Gundibert aber hatte die schöne Hexe das Herz erweckt, und die Zauberperle, obgleich sie die reizende Täuschung vernichtet hatte, konnte es doch nicht hindern, daß er sich jetzt nach Liebe sehnte.

6.

Rothkehlchens Tod. Die wiedergeborne Rose.

Der König von Böhmen, dessen Favoritin, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen, sich so unverhoffter Weise in eine Hexe verwandelt hatte, fühlte sich allgemach zu edleren und fürstlicheren Grundsätzen bekehrt. Dieß bestätigte er durch die Wahl einer eben so schönen als tugendreichen Gemahlin. Das Volk, welches unter Simorna's dämonischem Einfluß den Vater des Landes für immer verloren zu haben glaubte, blickte jetzt zu der hohen Fürstenbraut als einem segnenden, versöhnenden Engel, mit freudigen Hoffnungen empor. Die Vermählung wurde mit aller Pracht der damaligen

Sitte gefeiert. Viele Fürsten und Herren, aus der Näh' und Ferne, sah die stolze Böhmenhauptstadt in ihren Mauern, und das schöne Fest der Herzen wurde durch ihre Theilnahme verherrlicht. Unter den fremden Gästen war auch Einer, dessen Name der Schmuck seiner Zeit war, König Singsang. Obgleich sein Scheitel ergraut war, so schritt er doch noch kraftvoll und heldenmüthig einher, sein Antlitz war ein Denkmal früherer Schönheit; sein dunkles Auge aber, des Glanzes noch fähig, trübte ein geheimnißvoller Schmerz, und seine kühne Stirn war ein lesbarer Fehdebrief an das Schicksal. —

Zuletzt, als die Festlichkeiten fast verrauscht waren, traf unvermuthet, gleichsam um ihnen eine desto freundlichere Vollendung zu geben, Wlasinka, die Schwester des Neuvermählten, in der Hauptstadt ein. Fast ein Kind noch, hatte diese, unter fürstlichem Geleit, das Vaterland verlassen, um in südlicheren Gegenden für ihre zarte Natur eine geeignetere Heimath zu finden. Sie war unterdeß zur lieblichsten Jungfräulichkeit herangeblüht. Ihre Erscheinung machte auf Alle, die sie sahen, einen eigenthümlichen Eindruck. Sie war keine stolze, keine blendende Schönheit, die über Alles triumphirt oder beim flüchtigem Anblick unwiederstehlich bezaubert; sie glich vielmehr einem Bilde, dessen Reiz, dessen vollendete Harmonie in jedem Zuge sich während der Betrachtung erst zu entwickeln

scheint; aber dann fesselte sie auch so wundersam, daß selbst die rauhesten, kältesten Herzen sich von einem reinen, seligen Entzücken durchbebt fühlten. Ihr tiefblaues Auge, von zarten Wimpern überschattet, war eine schüchterne Blume, die, aus dem Himmel auf die Erde verpflanzt, sich hier noch nicht heimisch fühlen konnte; nur selten schlug sie es auf, gleichsam als sei es für die wirkliche Welt zu rein. —

Bei Wlasinka's Eintritt in den Kranz der Festlichkeiten schien Alles ein sanfteres, verklärteres Ansehen bekommen zu haben: die rauschende Lust ebbete sich in ihrer Nähe zu milder Fröhlichkeit; kein stolzes Gepränge wurde der lieblichen Königsschwester veranstaltet, aber Jedermann, vornehm und gering, bestrebte sich, fast unbewußt, sie auf sinnige Weise zu erfreuen und ihr die entfremdete Heimath wieder vertraut zu machen. Dem königlichen Bruder und dessen schöner Gemahlin dünkte es, als habe ihr Bund durch Wlasinka's Ankunft eine beseligende Weihe erhalten. Aber einen wunderbaren, fast geheimnißvollen Eindruck machte das reizende Wesen auf Gundibert, obgleich er sie nur aus der Ferne gesehen, nur aus der Ferne ihr süßes Wort erlauscht hatte. Es war ihm bei dem Gedanken an sie, als würde alles Dunkel in seinem Herzen aufgehellt, als verwirklichten sich ihm verklungene Träume, als müßte seine Seele von der ihrigen verstanden werden. Eine Sehnsucht, sein ganzes Ich

umfassend, durchglühte sein Herz und er wußte ihr doch keinen Namen zu geben, beseligende Hoffnungen tauchten in ihm auf, und er vermochte sie nicht zu deuten, er war sich des eignen Denkens nicht bewußt, und war doch im Einverständniß mit der ganzen Natur. —

Der ritterliche Dienst bei dem König, seinem Herrn, ließ Gundibert, besonders während der Festlichkeiten, größtentheils in dessen Nähe verweilen. Er hatte seine Wohnung in der Burg, dem Flügel schräg gegenüber, den König Singsang mit seinem Hofhalt eingenommen. In dieser Nachbarschaft fühlte sich der junge Ritter recht eigentlich an seinem Platz. Er hegte für den königlichen Fremdling eine tiefbegründete Zärtlichkeit, sein Herz schlug für ihn voll kindlicher Verehrung. Ein eigenthümliches Vergnügen gewährte es Gundibert, den ehrwürdigen Helden zuweilen verstohlenerweise belauschen zu dürfen, wenn dieser, stillsinnend, mit dem wehmüthigen Auge in die freundliche Natur hinausblickte; er glaubte dann seine Gedanken zu verstehen, seine Gefühle nachzuempfinden. So hatte er auch heute lange hinübergespäht; der Abend war endlich hereingebrochen und dichte Nebel verschleierten die Aussicht. Es wurde allgemach stiller in dem Burghof, die Kerzen in den Fenstern verlöschten, und auf leisen Flügeln senkte sich die Mitternacht herab. Gundibert war ungewöhnlich aufgeregt, er konnte den Schlaf nicht finden. Es wurde ihm zu eng in dem

Gemach; er mußte in's Freie. Leise schlich er hinab und ging in den Burggarten. Die Nebel hatten sich zertheilt, die Nacht war mild und die Thaufrische, welche herniedersäuselte, that ihm wohl. Noch lagen die Blüthen des erwachenden Frühlings größtentheils in der Knospe, aber das Mondlicht glänzte so hell und weißduftig, daß es schien, als wenn Alles schon in voller Blüthe stände. Eine Laube, in der noch vorjährige Blätter raschelten und unwillig dem frischen Grün Platz machten, nahm Gundibert auf; eine Moosbank diente ihm zum Lager. Seine Gedanken schweiften, wie von seinem Bewußtsein getrennt, träumerisch herum. Nicht lange hatte er sich in dieser Situation verhalten, da däucht es ihn, als wenn durch die Luft ein leiser Gesang herüberschwebe; seine Augen schlossen sich unwillkührlich, als wollten sie die Sehkraft zum Hören anwenden, und das Liedgesäusel erlauschen. Immer heimlicher und verstohlener wurde es in seiner Seele, die geistigen Sinne schienen die irdischen abzulösen; es war ihm, als erkenne er die Töne, gleichsam versichtbart; sie flossen in einander wie Hauch und Farbe und wurden ein Bild. Das Bild schwebte näher; der Mond schien es liebkosend zu umglänzen. Es war Maja — nein, Wlasinka, oder beide in einem. Gundibert fühlte sich wach und war sich seiner Empfindungen bewußt, er wollte die Augen aufschlagen, aber er vermochte es nicht, gleich

als wenn sie ihm Jemand fest zudrücke. Die Gestalt stand jetzt ganz nahe vor seinem inneren Auge; sie lächelte ihn mit lieben, bekannten Zügen an. Dann hauchte sie sanfte Worte, die wie eine Melodie erklangen.

„Sei mir gegrüßt, Gundibert! — Kennst Du mich? — ich bin Maja und Wlasinka; wir haben nur ein Herz; dieses eine Herz liebt Dich. Und diese Rose, ist sie Dir bekannt? Du hast sie mir im Sargbettlein an's Herz gelegt. Meine Liebe wohnt darin; sie wurde zum Rothkehlchen, um Dir nachfliegen zu können. Rothkehlchen wird sterben, und wieder zur Rose werden. Der Kuß, den Du Wlasinka gibst, tödtet es, aber es stirbt selig. Sei getrost, der fünfte Frühling wacht auf. Maja ist Dein in Wlasinka. — Was hast Du auf Deiner Brust? — ein Goldkettchen und meine Perlen. Was nützen Dir die Perlen, was nützt Dir das Kettchen? gieb mir's! Dein Vater sehnt sich nach der Kette, die ihm das Herz umschlingt. Ich will sie ihm bringen; er soll Dich wieder finden.“

Eine kalte Hand glitt Gundibert über die Brust, und nahm ihm die Perlen und das Kettchen. Er konnte es nicht wehren.

„Gute Nacht!“ hauchte die Erscheinung und schwebte empor; dann wandelte sie auf dem schmalen Rande der Mauer hin und über das Gesims hinweg.

— Gundiberts Augen wurden wieder leicht; er vermochte sie aufzuschlagen. Und siehe, dort wandelte wirklich eine weiße Frauengestalt; immer höher strebte sie, als ob die Sohle geflügelt sei, an der Mauerkante hinauf und gelangte an Singsangs Fenster. Sie öffnete es, oder schien es vielmehr aufzuhauchen und schlüpfte hinein. — Nach wenigen Augenblicken kam sie wieder heraus, ging denselben gefährlichen Weg auf der Mauerkante zurück, kam näher und immer näher, und Gundibert erkannte — Wlasinka. Sie schwebte, wie von der Luft getragen, vor ihm auf und immer höher wandelte sie an der Wand der Burg empor; — jetzt bog sie um und war verschwunden. — Gundibert fühlte nach den Perlen und seiner Kette — sie waren nicht mehr da.

Ein Jagdfest hatte die Gäste des ritterlichen Königs von Burg zu Burg weit in das Böhmerland gelockt. Es war zu einer Frühlingswallfahrt geworden. Auch die Frauen nahmen daran Theil, unter ihnen Wlasinka. — Gundibert, der Oertlichkeiten kundig, geleitete sie stets durch die schönsten Gegenden. —

Es war ein heiterer Abend; Alles prangte in goldener Blüthe; das Herz der Natur war erwacht und liebte. Eine reizende Landschaft breitete sich vor den Blicken der vornehmen Wanderer aus. Da dünkte

Gundibert die Gegend immer traulicher zu werden, immer bekannter grüßten ihn die grünen Berge, die goldenen Auen, die spiegelnden Quellen, der silberne Strom; — er war in dem Thal seiner Kindheit. — Die Gesellschaft hatte sich nach verschiedenen Punkten zerstreut; ein kennbarer Hügel sollte sie, sobald die Sonne hinabgesunken wäre, wieder vereinigen. — Gundibert, so nahe der Heimath seines Herzens, so nahe den Gräbern seiner Lieben, konnte sich den wehmüthigen Genuß nicht versagen, dort eine Thräne zu weinen und in stiller Erinnerung zu beten. Niemand bemerkte seine Entfernung. Er wandelte einen kleinen Berggipfel, der mit jungen Birken umpflanzt war, hinan. Jetzt öffnete sich die Aussicht, er sah hinab — da lag sein väterliches Hüttchen, sanft umgrünt von dem jungen Frühling. Die Sonne spiegelte sich in den kleinen Fenstern, als wolle sie das Hüttchen zu einem Tempel verherrlichen. Der alte Felsen lächelte mit seinem grünen Scheitel; zwitschernde Schwalben schwärmten um ihn herum. — Langsam, als wolle er jeden Schritt in seiner Seele aufzeichnen, kam Gundibert herab. Freude und Schmerz, Trauer und Entzücken, Ahnung und Erinnerung durchflutheten sein Herz und die Augen weinten. Dort, hinter dem weißen Steine liegt Maja's Grabhügel. Er biegt herum. Sein Blick zitterte in Thränen und dennoch sah er eine lichte Gestalt auf dem Grabe, klar und

deutlich; es war Maja! — Sein selbst nicht bewußt, entzückt, berauscht, wonneglühend, betend, stürzt er vor ihr nieder. Das holde Wahnbild, wofür er es hielt, verschwand nicht, aber es war nicht Maja, es war Wlasinka. Sie hatte sich verirrt und die liebliche Friedlichkeit der beiden Gräber hatte sie hier fest gehalten. — Erröthend blickte die schöne Jungfrau zu dem herrlichen Jüngling nieder; ihre Blicke verstanden sich, ihre Herzen fanden sich. Da klingt durch die frischen Zweige ein feines Liedchen:

Tirillili, Tirillila,
Sterben ist selig, der Himmel ist nah! —

Und Gundibert, durchglüht von der Gewalt des Augenblicks, preßte einen tiefen, brennenden Kuß auf Wlasinka's Lippe.

Ein sterbender Ton säuselt hernieder, und das Rothkehlchen fällt todt zu den Füßen der Liebenden; doch kaum hat es die Erde berührt, da ist es zu einer schönen Frühlingsrose verwandelt. Und siehe, in ihren Blättern glänzen die geheimnißvollen Perlen.

Noch hatten die Liebenden das süße Räthsel ihrer Herzen nicht ausgesprochen, da stand König Singsang, mit freudeglänzenden Blicken vor ihnen. In seiner Hand hielt er Gundiberts Kette.

„Kennst Du diese Kette, schöner Ritter?“ rief er dem Erschrockenen entgegen.

„„Sie ist mein,““ sagte Gundibert; „„ein

holdes Traumbild hatte sie mir von dem Herzen hinweggenommen.‘‘‘‘

„Und mir hat sie ein holdes Traumbild gebracht; ist es mir doch, als säh’ ich es zum zweiten Male in dieser schönen Jungfrau. — An einem Felsen, zu dessen Fuße zwo Grabhügel und ein trauliches Hüttchen gelegen, so sprach der liebliche Traum, wirst Du Deinen Erstgeborenen wiederfinden. Gott hat den Traum erfüllt. Du, schöner Ritter, bist der Wiedergefundene, den ich, das Vaterherz verleugnend, verstoßen hatte, weil Dich keine Fürstentochter geboren. Aber werth bist Du meiner Liebe und werth der Liebe dieser hohen Jungfrau. Mit Freuden segne ich Euern Bund.‘‘ Er umschlang das schöne Paar und segnete es, ein königlicher Priester. — Die Sonne stieg verklärt zur jenseitigen Welt hinab, um es dort zu verkündigen, welche Seligkeit sie auf der diesseitigen Erde umleuchtet habe.

Nach wenig Monden wurde Gundiberts Vermählung mit Wlasinka gefeiert. König Singsang hatte den Erstgeborenen in die natürlichen Rechte wieder eingesetzt und ihn mit der eigenen Krone geschmückt. Er wollte nicht mehr herrschen, außer mit Liebe in dem Herzen seiner Kinder. Der König von Böhmen hatte der lieblichen Schwester das schöne Thal, worin das Fischerhüttchen lag, mit den umliegenden, bis in

weite Ferne sich erstreckenden Bergen und Landschaften, zum Brautgeschenk gegeben. — Die Hochzeit wurde in dem kleinen Tempel, worin Maja geboren, gefeiert. — Um die Stunde der Mitternacht, als die Liebenden sich allein fanden, schwebte aus den Lüften eine leichte Blumengondel hernieder. Das Fenster öffnete sich; die Gondel lenkte herein. Drei Vöglein schaukelten sich darin auf schlanken Lilien; das eine war die blaue Nachtigall, das andere der fröhliche Zeisig, das dritte die schmachtende Meise; sie verwandelten sich in liebliche Feengestalten und reichten dem Brautpaare reizende Gaben, die sie ihnen aus den Sternen mitgebracht hatten. Die blaue Nachtigall, jetzt eine holdselige Dame, gab sich Gundibert als Schwester zu erkennen, und jener wunderbare Traum in dem Riesengebirge war verwirklicht. Indem die nächtliche Gesellschaft noch gar traulich mit einander kos'te, da rauschte es, wie fluthendes Wasser, die Elbe bildete einen lichten Kranz um das Hüttchen und die Nixen sangen ein zauberhaftes Hochzeitlied. Gundiberts Mutter, auf einem glänzenden Schwan hereinschwebend, brachte den Liebenden den süßen Vereinigungskuß und — unser Mährchen ist vollendet.

Auf der Stelle des Hüttchens erhob sich späterhin ein herrliches Schloß und hieß zum Andenken an die Wunderdinge, die von dort ausgegangen waren, Czerwenka, das Rothkehlchen.

Der homöopathische Geist.

Capricciettto.

1.
Lilli und Treufreund.

Es war eine stille, heitere Sommernacht; ein heißer Tag war hinabgesunken; wetterleuchtende Blitze kühlten die Luft und neckten sich mit den Mondesstrahlen. Ein weites Feld dehnte sich bis an den dunkelnden Bergwald.

Da rauscht etwas durch das Aehrenfeld; die stolzen Halme beugen sich, eine zarte Gestalt schlüpft hervor und ruft mit einem feinen Stimmchen:

„Lilli, wo bist Du?" —

„„Siehst Du mich denn nicht?"" antwortete es noch lieblicher und ein kleines Lockenköpfchen blickte aus einer Laube hervor, die aus Kornblumen gebaut war. „„Wo warst Du denn so lange, mein süßer Treufreund?""

„Ach, Lillchen, im Karcer habe ich gesteckt und weshalb? — wegen eines Duells. Ein naseweißer Laffe, der Theologie studirt, weil er ein erbauliches Antlitz und scheinheilige Augen mit auf die Welt gebracht, warf es mir vor, daß ich schon wieder ein

anderes Liebchen hätte und noch dazu ein unadeliges Korngeislmädchen. Das empörte mich, ich versetzte ihm eine ungeheure Ohrfeige; er forderte mich: ich streckte ihn in den Staub und mußte dafür eine ganze halbe Stunde im Karcer brummen. Aber es brummte sich süß, denn ich brummte für Dich!"

„„Du lieber Junge!"" schmeichelte Lilli; „„aber komm nur herein, in dem Kornwalde ist's zu kühl. Auf jeden Fall hast Du Dich nach einem Schäferstündchen gesehnt. Ich bin jetzt gerade recht verliebt.""

So sprach die kleine Lilli und führte mit ihren weichen Händchen den schlanken Geliebten in das trauliche Hüttchen. —

Lilli war die jüngste Tochter eines Korngeistes und Treufreund der älteste Sohn eines Waizenbarons. Beide hatten sich schon vier und zwanzig Stunden auf das Zärtlichste geliebt, und Treufreund hatte es seiner Schönen zugeschworen, ihr einen ganzen Monat, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That treu zu sein. Lilli freilich glaubte es nur halb und halb, denn der vornehme Geisterjüngling war bei den Dämchen seines Volkes als ein kleiner Don Juan bekannt. Das süße Kind hatte sich zwar schon sehr oft an Treulosigkeiten gewöhnt; dießmal aber wär's ihr denn doch nicht einerlei gewesen, denn sie hatte das Pländchen, das liebe Kerlchen, wenn er aus-

studirt habe, zu heirathen; und in der Geisterwelt konnte man sehr schnell ausstudiren und fiel, zumal wenn man vornehm war, nicht leicht durch das Examen. —

Nebenbei möge hier bemerkt sein, daß unter diesen Geistern, oder eigentlicher Halbgeistern, ein Gesetz bestand, welches uns gute Begriffe von ihrer Humanität oder vielmehr Spirituosität, beibringen muß. Jedes Liebespärchen derselben war nämlich verpflichtet, eines desgleichen unter den Menschen, deren Schicksale in mancher Hinsicht an das ihrige geknüpft waren, zu beglücken. Dieses Gesetz wurde bei ihnen heiliger gehalten, als bei uns die Staatsverträge. Da nun die guten Leutchen sehr oft in der Liebe wechselten, was durchaus nicht wider das Gewissen war, so konnte es sich's vortrefflich fügen, daß ein Liebhaber ihres Geschlechts wohl Hunderte von menschlichen Liebespärchen zu beglücken hatte, wie es denn auch in ihren Zeitungen und Journalen vielfach erzählt wird. Das Tulpenjournal besonders lieferte manches Novellchen, worin dergleichen Liebesverhältnisse mitgetheilt wurden. Die Redacteure der verschiedenen Zeitschriften in der Geisterwelt hielten brüderlich zusammen. Da sie sich als die Schöpfer der Heiterkeit und als die Kostgeber des Frohsinns betrachteten, so erachteten sie es als die größte Abgeschmacktheit, sich selbst gegenseitig das Leben zu verbittern und das Publikum mit

ihren Zänkereien zu ennuyren. Bei uns freilich wären sie, so geistreich sie auch sein mochten, nicht fähig gewesen, auch nur das unbedeutendste Journal zu redigiren, weil ihnen das Unentbehrlichste fehlte, die Galle. Auch besaßen sie — es klingt freilich mährchenhaft — nicht die mindeste Eitelkeit.

Doch wieder auf unser Pärchen zurückzukommen. Sie hatten viel und mancherlei Süßes mit einander gekos't und Treufreund hatte zu dem Monat, den er seiner Geliebten treu zu sein versprochen, in seiner Liebesverzückung noch einen ganzen Tag zugegeben. Der Himmel gebe, daß es ihn nicht gereut! Jetzt aber wollen wir ein Gespräch von ihnen belauschen, welches uns am besten in das gegenwärtige Geschichtchen einführt.

„Weißt Du schon, Lilli," fragte Treufreund, „daß Hahnemännchen, der Cyanenkaiser, wieder einmal liebeskrank ist?"

„„Bei allen Kornähren! der treibt's stark,"" sagte Lilli; „„und wer ist denn seine neue Geliebte?""

„Ja, wenn man das so bestimmt wüßte," entgegnete Treufreund; „es sind gar seltsame Gerüchte von der Sache im Umlauf; ich hörte neulich, er hätte sich in ein blaues Auge verliebt; ich bezweifle es aber, denn mit den blauen Augen hat er schon zu viele Abentheuer gehabt, so daß es schwerlich noch einmal zu einer ernstlichen Leidenschaft kommen kann.

Ein anderes Gerücht erscheint mir viel glaubwürdiger. Dieses Gerücht erzählt nämlich, er habe sich in die Seele einer Geige verliebt; diese sei ihm gar wunderlieblich im Traume erschienen und habe sein Herz in den Tönen gefangen. Hahnemännchen soll nun fest und zuversichtlich glauben, daß es eine solche Seele in der Wirklichkeit geben könne. Obendrein circulirt noch ein Sprüchlein, das dem verliebten Kaiser recht eigentlich nach dem Mäulchen gesprochen scheint. Ich habe mir's, des Spaßes wegen, aufgeschrieben. Es heißt

Ein Erdensohn hält sie in Liebe gefangen,
Er gibt ihr den Geist, sie gibt ihm das Lied;
Das Ziel Deiner Wünsche wirst Du erlangen,
Wenn Jenem die Rose im Herzen blüht.

„Ich weiß nicht,“ sagte Lilli zweifelnd, „was ich von dieser Geschichte halten soll. Die Geige, wie sie die Menschen erfunden haben, ist mir ein widerwärtiges Ding, und so oft ich davon Töne vernommen, bekam ich die heftigsten Krämpfe und Convulsionen! Ich kann es mir gar nicht denken, daß in einem so häßlichen Körper eine so liebenswürdige Seele wohnen könne.“

„„Unerhört ist es freilich, daß sich ein Kaiser in eine gemeine Geigenseele verliebt hat, das Undenkbare aber daran ist, daß es weiter nichts ist als eine bloße Traumgeigenseele; 's ist wahrscheinlich eine homöopathische Liebe.“

„Was ist denn das?“ fragte Lilli.

„„Je nun, so recht klug werde ich nicht daraus; das weiß ich aber, daß die homöopathische Liebe das Küssen verwehren will. Nur in's Unendliche vertheilt sollen die Küsse noch anwendbar sein, dann aber sind es ja bloße Gedanken. Und können Gedanken wohl den Schmerz besänftigen?““

„O ja; mir haben sie ihn schon oft besänftigt. Wenn ich fern von Dir war, mein süßer Treufreund, so konnte ich Dich doch wenigstens in Gedanken küssen; dann fühlte ich mich recht wohl und erquickt.“

„„Wahrhaftig, Du hast recht; die homöopathischen Gedankenrecepte sind gar nicht zu verwerfen und ich fange an daran zu glauben; denn hier sieht man's ja recht augenscheinlich, daß schon die bloße Idee von heilender Wirkung ist. In der Ferne also, mein trautes Liebchen, wollen wir uns ächt homöopathisch lieben und küssen, wenn wir aber beieinander sind, dann halten wir uns wo möglich an gar keine Methode, sondern nehmen von Jeder das beste; nicht wahr?““

Und damit umschlang er das zarte Liebchen und schlürfte aus dem Purpurkelche ihrer frischen Lippen den Nektar der Liebesseligkeit; und die Aehren auf dem Felde ahmten ihnen nach und schmiegten sich zärtlich ineinander; die Wellen der Bergwasser betteten sich liebend in die kühlen Arme, die Lüfte liebkosten und die Sterne sendeten sich feurige Küsse zu.

2.

Prospero.

(Schlußnovelline aus dem Tulpenjournal.)

Mein Herr! der ungeheure Ruhm, den ich unschuldigerweise erlangt habe, verbürgt selbst dieser kleinen Novelle eine freundliche Aufnahme. Ich habe dießmal so ziemlich begreiflich geschrieben, die Herren Kunstrichter werden also nur wenig Tiefsinn darin entdecken, mit Nächstem aber sollen Sie ein Geschichtchen erhalten, das mir selbst ein Räthsel ist. Ich bin neugierig, welche tiefe Weisheit man darin aufspüren wird. Das haben nun einmal die berühmten Leute voraus: sie mögen schreiben noch so verflacht, man nennt's gedacht. Also:

In einer italienischen Stadt lebte in strenger Zurückgezogenheit ein alter Musiklehrer mit seinem Knaben, den er schon frühzeitig für die Welt der Töne heranbildete. Die selige Jugendzeit, welche einem Himmel gleicht, woraus lachende Engelsköpfchen herniederblicken, war für den zarten Prospero ein enger Kerker mit schwarzen Notenköpfen angefüllt und die klingenden Lehrstunden spannten seine Seele auf die Folter. Selbst ein rauher Ton der Freiheit ist ein

Götterklang gegen die schmeichelndsten Accorde der Sclaverei! — Der junge Prospero lernte für sein Alter das Unglaubliche, doch seine Lehrerin war die Furcht.

So schwanden die Jahre. Das wachende Leben war für den aufstrebenden Knaben eine fortwährende Geißel, doch im Traume erbarmten sich ihm liebende Geister. Sie legten ihm tröstende Melodieen in das Herz, und wie durch Zaubersaiten flüsterten sie ihm selige Ahnungen zu. —

Einst wandelte der nun siebenzehnjährige Jüngling zur Abendzeit an dem blauen Gewässer seiner Vaterstadt hin. Die Sonne blickte purpurglühend auf seinen lockigten Scheitel und senkte sich zögernd in die Fluth, als ob sie ihm ein Geheimniß zu vertrauen hätte. — Allmählig dunkelte es; das Blau des Himmels umschleierte sich mit zarten Düften und heitere Sternenaugen blickten aus ihnen hervor. Am Saume des Waldes stieg der Mond herauf, eine rothe Feuerblume, und goß über die Wellen goldne Perlen. Da war es dem Jünglinge, als ob das Licht der Sterne zu Tönen würde, die Lüfte Melodieen säuselten und die Blumen Lieder sängen. — Und Lieder und Melodieen zogen als holde Gestalten in seine Seele die Brust wölbte sich ihm zu einem heiligen Tempel, und die Gestalten grüßten ihn als Hohenpriester. Ein Blumenschifflein schwebte aus den Lüften hernieder, ein holdes Antlitz begegnete seinem Blicke und lächelte

ihn an. Da erwachte sein Herz. Die Lippe wollte die unnennbare Seligkeit verkünden, doch sie verstummte, das Auge wollte reden, aber Thränen verhüllten seinen Glanz. Da reichte das himmlische Wesen ihm die Geige, die er bisher als Tyrannin seines Lebens betrachtet hatte, nnd aller Groll war versöhnt. Der Bogen glitt sanft und friedlich über ihre Saiten, und Prospero hatte eine Sprache gefunden, die Lipp' und Auge nicht zu reden vermochte; seine Gedanken wurden ein heiliger Melodieenkranz.

Der Schutzengel seines Herzens begleitete ihn aus dem stillen Vaterhause in die glänzende Welt. Der Ruhm breitete seine goldenen Flügel über seinem Haupte aus — er sah es nicht — aber das Wunderauge, das in der Stunde der Weihe ihm das Herz erschlossen, leuchtete ihm Verklärung zu — er liebte! —

Mein Herr, ich kann nicht weiter; diese Schlußzeilen diktire ich meinem Famulus, das Wort „er liebte" hat mich dermaßen erschüttert, daß meinen Schreibfinger der Schlag gerührt und mein Herz den Starrkrampf bekommen hat. Adio!

Pikterwick.

3.

Hahnemännchens Einzug.

Die Cyanenburg war festlich erleuchtet; der ganze Park brannte, mit Tausenden von bunten Lampen geschmückt in lichter Glorie; die Straßen der Kaiserstadt waren mit goldenen Teppichen belegt, die Palläste mit duftlosen Rosen bekränzt und die Schornsteine versiegelt. Der allgeliebte, allverehrte Kaiser, Hahnemännchen, wurde heute von einer Reise zurückerwartet, die er zur Verbreitung der Homöopathie unternommen hatte. Kurzum, es war große, große Freude im Lande. —

Man wird fragen, wo eigentlich dieses Land vorzufinden sei? — Darüber aber kann ich leider keine Auskunft geben; diese närrische Geschichte nämlich wird mir von einem höchst eigensinnigen Kobolde diktirt, der immer das Wesentlichste übergeht. Er meint, daß selbst die größten Geister zuweilen eine kleine Gedankenkluft lassen müßten, damit der Leser seine eigene Springkraft versuchen kann. Es bleibt also der Phantasie eines Jeden überlassen, die Scenen unseres Geschichtchens nach Belieben da= oder dorthin zu verlegen. Also weiter im Texte! —

Es waren Gesandtschaften aus allen Nationen eingetroffen, um Se. kaiserliche Majestät gebührendermaßen zu beglückwünschen; die Korngeister, die Waizenbrüder und die Rübsendämone waren von dem Volke der Cyanen freundnachbarlichst eingeladen, damit sie den Festlichkeiten, die zum Empfange des allergnädigsten Kaisers bereitet waren, beiwohnen möchten. Ein berühmter Sänger, Fistelfiper, nebst einer wunderreizenden Donna, waren so eben eingetroffen, um die neue Oper „Sturz der Allopathen" durch ihre außerordentlichen Leistungen zu verherrlichen. — Auf dem Markte dampfte ein großartiger Kessel mit homöopathischer Suppe, die den Armen und Verwaisten erquickliche Speißung verhieß. Die Sträflinge wurden aus den Kerkern entlassen, wenn sie heilig angelobten, keinen Kaffee mehr zu trinken; die Liebespärchen sollten gratis copulirt werden, wenn sie sich zu dem Gelübde bequemten, sich einen Monat vor der Hochzeit homöopatisch zu küssen. Unzählige Privilegien waren vertheilt, und alles Volk war froh und guter Dinge. Jetzt tönte von dem Thurme die große Glocke und tausend silberne Glöcklein daneben, und verkündeten es mit hellen Stimmen: er ist da, er ist da, er ist da!

Und im Nu bildeten sich durch die Kaiserstraße prangende Reihen mit sonnenhellen Fackeln. Das ganze homöopathische Militair präsentirte. Die erste

Fronte bildeten die Leibzwerge, welche sich in ihren bunten Röcklein, mit den gebogenen Nasen höchst interessant und papageienhaft ausnahmen. Vor und hinter der Reihe drängte sich das Volk in bunter Unordnung durcheinander.

Jetzt kam der Zug des Kaisers an. Eine wunderliebliche Musik tönte voran. Zunächst erschienen die Marschälle mit goldenen Stäben, die sie links und rechts hinüberbeugten. Dann folgten die noch unverliebten Jungfrauen der Cyanen-Stadt zu Fuß, an diese reiheten sich die Equipagen der bereits verabschiedeten kaiserlichen Geliebten. In der ersten befand sich ein verdunkeltes Blauauge, das durch eine eifersüchtige Thräne seine Schönheit verloren hatte; in der zweiten die Idee einer Arie von Bellini, welche heiser geworden war, in der dritten eine verschmachtende Hoffnung, die ihren Frühling überlebt, in der vierten die verkümmerte Unschuld eines Paradiesvögleins, die aus der Mode gekommen war, u. s. w. u. s. w. — Hahnemännchen selbst ritt auf einem kostbaren Pfauhahn, der an seiner Brust die kaiserlichen Orden trug. Dieser edle Hahn, durchdrungen von der Würde seines erhabenen Berufes, schlug ein majestätisches Rad von unzähligen Goldkränzen, die mit blauangelaufenen Doctordiplomen verziert waren.

Den reizvollsten Anblick aber gewährte der Kaiser in eigener höchsten Person und war ein Wunder-

bild von Lieblichkeit; er hatte sich mit dem Costüme verschiedener Zeitalter geschmückt, trug nach altdeutscher Weise lange Haare, darüber einen reichverbrämten Turban; ein schön frisirtes Backenbärtchen gereichte seinem schmachtenden Antlitz zur besonderen Zierde. Die goldene Brille gab ihm ein gelehrtes Ansehn und die funkelnden Ohrgehänge, die aber nicht vermittelst des Durchstichs, sondern durch Umwickelung seiner zartrn Oehrchen befestigt waren, erschienen als großartige Miniaturkunstwerke. Die übrige Kleidung bestand aus einem rosenfarbenen Frack mit sogenannten Blusenärmeln, enganliegenden weißseidenen Beinkleidern und schönbefranzten Halbritterstiefeln mit hohen Absätzen. Die französische Leichtigkeit seines Benehmens und eine gewisse sentimentale Grazie vollendeten die Glorie der kaiserlichen Erscheinung.

In einer mäßigen Entfernung über der Majestät schwebte ein großer himmelblauer Schmetterling, in dessen Flügeln mit feuergoldenen Buchstaben die sämmtlichen gelehrten Gesellschaften eingezeichnet waren, denen Hahnemännchen durch sein Beitreten als Mitglied ewige Jugend verliehen hatte. Zur linken Seite des Kaisers ritt der Hofnarr, in dem gewöhnlichen Narrenkostüm, auf einem mit Sammet überzogenen Böcklein, zur rechten desselben der Staatsceremonienmeister auf einem Aeffchen, das die schönen Künste studirt hatte. Nun folgten nach ranggemäßiger Ord-

nung die akademischen Räthe und Gelahrtheiten in wohlgepolsterten Sänften, damit ihre Systeme und Lehrsätze ja keinen Stoß erleiden möchten. — Aber wahrhaftig, der Leser scheint verdrüßlich: ist er kein Freund von der Homöopathie? — o Gott, wie hab' ich mich da versündigt; Verzeihung! ich werde mich gedrängter fassen, und meinem Diktirkobolde Vernunft einreden.

Die Festlichkeiten waren verrauscht, das Theater vorüber, die Allopathen ruinirt, Herr Fistelfiper nebst seiner Donna gekrönt und Hahnemännchen bereits in der kaiserlichen Burg eingezogen. Jetzt saß der große Monarch allein mit dem vertrauten Hofnarren in seinem Studierstübchen und dachte mit homöopathischer Sehnsucht an seine geliebte Geigenseele.

„Ach, liebes Närrchen," sprach Hahnemännchen mit wehmüthiger Stimme, „weißt Du denn gar keinen Rath für das Leid meines Herzens? Was nützt mir all' der Ruhm, der mich verfolgt, wenn ich in der Liebe nicht glücklich bin!"

„„O, lassen Ew. Majestät nur den Muth nicht sinken,"" tröstete das Närrchen; „„Ich gestehe zwar, daß Dero allergnädigste Leidenschaft mir etwas wunderbar und absonderlich vorkommt, sintemalen die liebenswürdige Geigenseele nicht das Glück hatte, von Ew. Majestät in der Wirklichkeit, sondern nur im Traume erschaut zu werden; aber gerade diese eigen-

thümliche, außerordentliche Leidenschaft erscheint mir ächt kaiserlich, und es ist ja in der ganzen Welt, im Himmel und auf Erden, gewissermaßen Gesetz der Natur, daß das, was einem hohen Potentaten auch nur im Traume einfällt, ohne Widerrede erfüllt werden muß.""

„Ach, wenn mir doch nur Jemand widerredete!" entgegnete der Kaiser, „dann wäre mir ja geholfen. Hier aber widerspricht mir ja Niemand, ich kann also auch nichts durchsetzen."

„„Ew. Majestät denken ungemein subtil,"" bemerkte das Närrchen, „„und ich würde selbst ein wenig zweifelhaft werden, wenn Astron, Dero Hofsterndeuter, nicht die glücklichste Erfüllung der kaiserlichen Begehrnisse in den Sternen gelesen hätte.""

„Ei wahrlich, Du hast recht," sagte der Kaiser, mit einem Male ermuthigt, und versetzte dem Närrchen einen allergnädigsten Nasenstüber; „ich will standhaft sein, wie es einem Manne, einem Hahnemännchen ziemt! — Jetzt, trautes Närrchen, lies mir noch einige Journale vor, damit ich sanft und selig einschlafe. Ich bin noch zu aufgeregt, und es gibt kein besseres Mittel, sich zu besänftigen, als diese kostbare Lectüre."

„„Zu Ew. Majestät Befehl,"" erwiederte das Närrchen, „„so eben liegt mir die erste Monatsnummer des Tulpenjournales zur Hand; in diesem Blatte

ist jedes Wort, jeder Buchstabe ein süßer, schläfriger Gedanke.""

Das Närrchen las ohne Weiteres die Schlußnovelline über Prospero, weil es damit auszureichen gedachte. Gleich zu Anfang gähnte Hahnemännchen höchst ästhetisch. Die poetischen Floskeln darin geruheten Se. Majestät bereits mit gefälligem Nicken zu bewundern.

„Ein herrlicher Mann, der — der — wie heißt er denn?"

„„Pikterwick, Ew. Majestät!""

„Ja — ein herrlicher — Pikterwick; überhaupt hat dieses — Tulpenjournal ungemeines — Interesse für mich; kein anderes Blatt der Art schläfert mich so geistreich ein, als dieses. Es hat viel schöne Farben und ist doch ohne allen Geruch; ich werde dem Redacteurchen — den Verdienstorden zu verleihen — die Gnade haben."

Hahnemännchen war eben im Begriff, seine majestätischen Beinchen auszustrecken, und ein melodisches Halbschnarchen durchathmete sein Mündchen. In diesem feierlichen Momente las das Närrchen mit erhobener Stimme:

„„Da reichte ihm das himmlische Wesen die Geige"" —

„Geige?!" — und im Nu war die Majestät wieder auf den Beinen.

„Narr, einziger, classischer, göttlicher Narr, Du gibst mir das Leben wieder! — Komm her, mein Junge, gieb mir einen Kuß," beliebte der Kaiser, alle seine Grundsätze vergessend, zu frohlocken, „denn wisse, meine Geigenseele ist gefunden. Drum sei fidel, Du gutes, närrisches Geschöpf, Du sollst auch wieder Kaffee trinken so viel Du willst. Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein. Ich will Frieden schließen mit meinen Todfeinden den Allopathen. Jetzt lies mir die ganze Geschichte noch einmal, daß ich mich ein wenig darin orientire."

Das Närrchen gehorsamte. —

„Also Prospero — Prospero heißt ihr menschlicher Liebhaber — schadet nichts! ich will mich schon mit ihm abfinden; ich lasse ihm durch meinen Zaubermeister recht viele und unbegreifliche Saitenkunststücke beibringen, da läßt er mir wohl die Seele zu Zeiten ab. O, das ist herrlich, prächtig! — Wo steckt denn jetzt das liebe Kerlchen? — klingle doch einmal dem Sterngeiste, von dem können wir's am ersten erfahren."

Das Närrchen klingelte; nach wenig Augenblicken erschien der Hofsterndeuter, die Schlafmütze demüthiglichst in der einen Hand, den Tubus in der anderen haltend.

„Ach Du armes Sterngeistchen" bedauerte der mitleidige Kaiser, „es thut mir recht wehe, daß ich Dich aus Deinem Schläfchen aufklingeln lassen mußte;

es soll Dir ein andermal zu Gute kommen. Nimm mal dein Röhrlein zur Hand und schau Dich um, wo ein gewisser Mensch mit Namen Prospero stecken mag. Ich will nicht Hahnemännchen heißen, wenn's nicht der rechte ist, der die Geige besitzt, worinnen meine Geliebte wohnt. Ich werde mir das Kerlchen zum Freunde machen.

Der Sterngeist that, wie befohlen; er nahm das Röhrlein zur Hand und guckte mit seinen hellen Augen hinein, einmal — zweimal — und triumphirend sagte er:

„Er ist es, dessen Bekanntschaft ich schon in den Sternen gemacht habe. Bei Gott, ein großer Mensch! Dort steht er auf dem Theater zu London, umleuchtet von den Melodieenstrahlen, die er seiner wundersamen Violine entlockt; ringsum athmet die Menge in stummer Bewunderung den himmlischen Wohllaut, und Götter selbst sammeln die goldenen Perlen seiner Töne, um ihten Himmel damit auszuschmücken.“

Hahnemännchen lächelte ob dieser schönen Phrasen und rieb sich behaglich die Hände. Dann nahm er aus einem mit Diamanten geschmückten Kästlein ein kleines Brummeisen, legte dieses zwischen seine Elfenbeinzähnchen und schnurrte damit so wunderlieblich, daß dem gefühlvollen Närrchen die Augen übergingen. Dieses Brummeisen war jedesmal seine Zuflucht, wenn er gerührt oder entzückt war. — Hierauf legte er sich

eine Nachtigallfeder auf das Herz und versetzte sich damit in das Bereich seiner Geliebten, welche so eben einen Zaubergesang flötete und, gleichsam als ob sie die Nähe des unbekannten Sponsen ahne, so süße, wehmüthige Tonthränen weinte, daß Hahnemännchen in seiner Verzückung fast den Anstand vergessen und ihr vor dem gesammten Publikum, obgleich unsichtbar, seine Liebe erklärt hätte. Der Sterngeist jedoch, der ihm aus der Ferne gefolgt war, erinnerte ihn in Demuth daran, daß der heilige Moment der Erkennung, der auch zugleich der vermählende sei, noch nicht gekommen, und tröstete ihn damit, daß er unmaßgeblich noch vor der Beendigung des Götterconcertes den himmlischen Gedankenkuß empfangen werde. Trunken von dieser entzückenden Gewißheit, versetzte sich der Kaiser zusammt dem Hofsterndeuter auf einem homöopathischen Recepte, welches ein Lufthauch gedankenschnell davon trug, in die Cyanenburg. Angelangt in seinem Kabinette, klang das Brummeisen aus dem diamantenen Kästlein von selbst, und es war ihm, als wenn es die Sprache seiner Geliebten nachahme — welch' süße Vorbedeutung! —

4.
Lilli's Hochzeit.

Der Zeitraum, binnen welchem Treufreund seiner geliebten Lilli Treue zugeschworen, neigte sich zu Ende, es war also hohe Zeit, daß sich das Pärchen verheirathete, damit nicht etwa die Herrlichkeit noch vor der Hochzeit ein Ende hätte. Lilli, so viel Vertrauen sie auch dem Bräutigam schenkte, war in besagtem Punkte nicht so ganz zuversichtlich und konnte, wie man sich menschlich auszudrücken pflegt, die Zeit gar nicht erwarten, daß sie unter das Häubchen kam. Treufreund hingegen schien dem Bräutigamsstande ganz besonderen Geschmack abzugewinnen; er genoß die süße Vertraulichkeit der Liebe nun mit vollem Rechte und war dabei ein freier Bursch. — Das war freilich etwas ganz Herrliches; — aber was thut die Liebe nicht! — Wenn die kleine Lilli ihm so wunderselig schmeichelte, dann ein wenig grollte und sich wieder versöhnte — wer hätte da widerstehen können! Kurzum die beiden Liebenden waren, nachdem sie mancherlei Hindernisse, die man in jedem Romane lesen kann, besiegt hatten, dahin übereingekommen, daß morgen die Hochzeit gefeiert werden sollte. Heute also war der Polterabend.

Das Hüttchen der Braut war mit tausend kleinen Vollmonden geschmückt, jedes Fenster mit Kornblumen umschlungen und über der Thüre hing ein goldener Aehrenkranz. In dem Innern der kleinen Wohnung war fröhliche Musik, man sang und schalmeyte. Die Muhmen und Basen des Bräutleins spannen das Hochzeitgewand, welches noch in dieser Nacht gewoben, bei'm Mondschein gebleicht und in der Rosengluth des aufgehenden Morgens gefärbt werden sollte. Sie sangen dabei das Liedchen:

Wir spinnen und weben
Dir Glück für das Leben
Mit liebender Hand;
Im Mondeslicht bleichen
Wir hell Dir zu eigen
Das Hochzeitgewand.

Wir färben's mit Düften
Und rosigen Lüften,
Vom Frühling gesandt;
Und Wünsch' und Gedanken
Des Herzens umranken
Dein Hochzeitgewand.

Als Perlengeschmeide
Nimm Thränen der Freude,
Der Liebe zum Pfand;
Sie mögen Dich schmücken
Mit reinem Entzücken
Im Hochzeitgewand.

Treufreund und Lilli hatten sich unbemerkt in ihr Zaubergärtchen geschlichen, wo sie nur aus der Ferne die frohen und innigen Weisen vernehmen konnten; aber desto süßere Wunderlieder klangen in ihren Herzen und die Nachtigallvöglein sangen sie ihnen nach. Die kleine Laubhütte, welche ihre Seligkeit umblühte, war von Tausenden lebender Johanneslichtchen umschwärmt, die sich auch liebten mit ihren goldenen Herzchen und paarten und selig waren. — So feierten Lilli und Treufreund ihren Polterabend.

Es ist schon früher bemerkt, daß unter den Halbgeistern ein Gesetz besteht, daß jedes Liebespärchen derselben eines desgleichen unter den Menschen beglücken müsse. Vorzugsweise wurden die unglücklich Liebenden begünstigt oder sonstige Leidensverhältnisse durch Vermittlung der Liebe versöhnt. Lilli und Treufreund hatten sich einen Dichter auserwählt, dessen Meisterversuche von den bösen Rezensenten auf das Schmählichste behandelt worden waren. Ohne Zweifel würde der an seinem tiefsten Leben, der Eitelkeit, Gebrandmarkte einen Desperationsstreich ausgeführt haben, wenn sich das gutmüthige Geisterpärchen nicht auf bezeichnete Weise in's Mittel geschlagen hätte. Wäre der Dichter ein Speculant gewesen, so hätte es dessen gar nicht bedurft, er hätte sich freuen müssen, daß sein Werkchen so ausführlich an den Pranger gestellt wurde, weil es ohne dieß wahrscheinlich nicht an's Ta-

geslicht gekommen wäre. In unserem Decennium hätte es jedenfalls zu seiner Verherrlichung beigetragen, denn je mehr jetzt und je bitterer auf einen Autor geschmäht wird, desto berühmter wird er. Wer es dahin gebracht hat, der ist geborgen und findet Gnade bei den Buchhändlern.

Unser Geisterpärchen also hatte den Dichter gerettet und zwar auf eine höchst drollige Weise. Er hatte nämlich den heroischen Entschluß gefaßt, sich an dem Apfelbaume, in dessen poetischen Zweigen er seine Verse geschrieben, aufzuhängen, um wenigstens erhaben zu sterben. Schon stand er in der verhängnißvollen Seilerbude und verlangte mit kalter Resignation einen Strick. — Jetzt aber greifen die Geister in das Schicksal ein. — Der fürchterliche Strick — es ist erstaunenswürdig! — verwandelte sich in der Hand eines frischen, lebensfrohen Jüngferchens in eine Blumenkette, die nicht seinen Hals, sondern sein Herz umschlang und allen schwebenden und hängenden Gedanken mit einem Male ein Ende machte.

Das nennen nun die Menschen Zufall! — aber nein, die Verhältnisse des Lebens werden von unsichtbaren Mächten geleitet, die uns freundlich und hold sind, und wenn wir ihnen nicht mit tolldreistem, sondern mit frommen Sinne vertrauen, gewiß zu unserem Besten.

Also heute war auch des Dichters Polterabend.

4.

Lilli's Hochzeit.

Der Zeitraum, binnen welchem Treufreund seiner geliebten Lilli Treue zugeschworen, neigte sich zu Ende, es war also hohe Zeit, daß sich das Pärchen verheirathete, damit nicht etwa die Herrlichkeit noch vor der Hochzeit ein Ende hätte. Lilli, so viel Vertrauen sie auch dem Bräutigam schenkte, war in besagtem Punkte nicht so ganz zuversichtlich und konnte, wie man sich menschlich auszudrücken pflegt, die Zeit gar nicht erwarten, daß sie unter das Häubchen kam. Treufreund hingegen schien dem Bräutigamsstande ganz besonderen Geschmack abzugewinnen; er genoß die süße Vertraulichkeit der Liebe nun mit vollem Rechte und war dabei ein freier Bursch. — Das war freilich etwas ganz Herrliches; — aber was thut die Liebe nicht! — Wenn die kleine Lilli ihm so wunderselig schmeichelte, dan[illegible] ein wenig grollte und sich wieder versöhnte — w[illegible]tte da widerstehen können! Kurzum die beiden [illegible]en waren, nachdem sie mancherlei Hinder[illegible] man in jedem Roman lesen kann, besi[illegible], dahin übereingekommen, daß morgen die [illegible]feiert werden sollte. also war der [illegible]

ſerem Decennium
rlichung beigetra=
itterer auf einen
er wird er. Wer
orgen und findet

e den Dichter ge=
rollige Weiſe. Er
luß gefaßt, ſich an
en Zweigen er ſeine
m wenigſtens erha=
e in der verhängniß=
mit kalter Reſignation
ffen die Geiſter in das
liche Strick — es iſt
delte ſich in der Hand
ngferchens in eine Blu=
Hals, ſondern ſein Herz
den und hängenden Ge=
n Ende machte.

Menſchen Zufall! — aber
Lebens werden von unſicht=
ie uns freundlich und hold
en nicht mit tolldreiſtem, ſon=
ne vertrauen, gewiß zu unſe=

auch des Dichters Polterabend.

Der gute Junge saß mit seinem Schätzchen, allen Grillen entsagend, in der Küche. Das Feuer auf dem Heerde flackerte so lustig wie die Flamme in seinem Herzen. Die Nachbarn, Freunde und Gevattern schmaußten und pokulirten derweilen nach Herzenslust, brüllten auch wohl ein anmuthiges Liedlein dazu; nur die Liebenden bedurften nicht der irdischen Kost; die Manna des Lebens blühte auf ihren Lippen und war getränkt mit süßem Nektar. In dieser vertrauten Situation wagte die Braut von dem Beseligten ein Opfer zu erheischen:

Gretchen.

Versprich mir, Heinrich —

Heinrich.

Was ich kann. —

Gretchen.

Du bist ein herzlich guter Mann,
Doch, zürne nicht — die bösen Reimerei'n
Ich ließ sie weg, sie bringen Dir nichts ein.

Heinrich.

Was hör' ich? — Gott, welch unvermuthet Glück!
Du reimst jetzt selbst so klug und mit Geschick
Und willst das Lied mir aus dem Herzen rauben?

Gretchen.

Zu Deinem Heil, Du kannst mir's glauben.

Heinrich.

Kann ich? —

In selbigem Moment flog ein Hagel von Töpfen und Gläsern an die Thüre, so daß ein weniger cha=

rakterfestes Liebespaar als die Beiden gewiß die Contenance verloren hätte. Unserm Dichter aber fuhr

„Als es so poltert und kracht, daß Pfosten und Fenster erschüttern"

der große Gedanke durch den Kopf, daß dieses rasselnde und prasselnde Festconzert sich in einem ungereimten Gedichte, wo die Hexameter, den Töpfen und Scherben gleich, zusammengepoltert würden, höchst effectvoll ausnehmen müßte. Er beschloß also hinführo nur ungereimt zu dichten, weil dieses nicht wider die ausdrückliche Ordre seiner Geliebten sei; allein das böse Geschöpf hatte ihm in der Folge auch das verleidet; er hörte keinen Versklang mehr als die Daktylen des Pantöffelchens und war unglücklich? — nein, er befand sich dabei recht wohl und dankte dem lieben Himmel, daß er von aller Poesie erlöst war.

Wir kehren nun — nämlich ich und der Diktirkobold — in die Geisterwelt zurück.

Der Hochzeitmorgen blühte herauf wie ein verklärter Maitag; die Rosen des Himmels schmückten sich mit den Namen des lieblichen Brautpaars, Millionen Blumen nickten ihnen ihre duftenden Grüße zu, die Lüfte säuselten Brautlieder und die Zephyre umspielten sie mit neckischem Geflüster. Unter süßen Liedern wurde der entzückten Lilli das Brautgewand angethan und die Myrthe in ihre weichen Lok-

ken geschlungen. Die Genien der Unschuld stimmten an:

„Wir winden Dir" —

Ist es möglich? — also daher ist das Liedchen im Freischütz genommen! — ja, ja, es ist nichts so fein gesponnen, es kömmt endlich an die Sonnen! —

Nun sehe mir Einer, was das für Malicen sind! gerade jetzt, wo sich so treffliche Gelegenheit darbietet, einen dicken Kranz von kostbaren Worten zusammenzuflechten, wenn ich den ganzen Ring der Hochzeitsfeierlichkeiten zur Darstellung benutzen wollte — gerade jetzt läßt mich der verwünschte Diktirkobold sitzen und will mir mit Teufelsgewalt die Hochzeit des verunglückten Dichters in die Feder zwingen — aber nein! — lieber breche ich das ganze Kapitel ab, reiche meinem Kobolde ein Täßchen Thee, daß er bei Laune bleibt, und schildere kurz und gut

5.

Hahnemännchens Vermählungsfeier.

> Das Ziel deiner Wünsche wirst du erlangen,
> Wenn Jenem die Rose im Herzen blüht.
>
> Sterngeist.

Dieses Sprüchlein müssen wir, da es zur Sache gehört, wieder in Erinnerung bringen, sagt der Diktirkobold.

Dem Meister Prospero hatte sich die Rose des Herzens gar selig entfaltet; die Sonne der Hoffnung hatte ihm geleuchtet. Jene Ahnungen, die ihm einst, als er an dem blauen Gewässer seiner Vaterstadt hinwandelte, durch die Saiten flüsterten, waren jetzt zu Melodieen geworden, die in seiner Seele wundersam nachtönten und die Geister der Sympathie erweckten. Der Genius, um ihn als Künstler zu vollenden, ließ ihn menschlich fühlen, ließ ihn göttertrunken sein, er lehrte ihn lieben.

Und jetzt, als er vor der glänzenden Menge auf der Londoner Bühne stand und der Freundin seiner Seele, der einfachen Violine, es vertraute, daß dort im Kranze der schönsten Damen ihm ein Auge zulächle, ein Herz entgegenschlage — da dachte er nicht mehr an die Welt, die ihn umgab, seine Seele schwebte in melodischen Träumen höher, als die Flügel des Ruhmes tragen, sie weilte in den Gefilden, wo ewiger Wohllaut herrscht.

Und horch! da rauscht es um ihn her wie Engelsfittige, er fühlt sich gehoben und getragen auf singenden Wolken; Aug' und Herz war entfesselt. Er sah — nicht die Beifall stürmende Menge — nein, er sah ein wunderbares Völkchen, das mit lachenden, verklärten Mienen ihn umgaukelte und die Seligkeit seines Herzens in lieblichen Bildern, schwebend und tanzend, singend und springend, nachzuempfinden

schien. Immer süßer wurden die Melodieen, ein goldener Himmel wölbte sich über seinem Haupte, und seine Geliebte, zum Engel verklärt, reicht ihm den Lorbeerkranz. Inmitten des Kranzes aber gaukelten zwo weiße Turteltäubchen, eines mit der Krone geschmückt, das andere mit einem grünen Zweiglein. Das Täubchen mit der Krone war Hahnemännchens entzückter Geist, das Täubchen mit dem Zweiglein die bräutliche Geigenseele, Prospero der Hohepriester, der Beide vermählte.

Da hallte es wie frohlockender Donner und — Prospero erwacht. Noch steht er auf der leuchtenden Bühne, umrauscht von den Fittigen des Ruhms, überwältigt — der Vorhang fällt.

Die beiden Rübezahle.

Ein Mährchen=Quodlibet.

Die Dämmerstunde.

Die liebliche Tochter des Baron von Strilla stand so eben von ihrem Nähtischchen auf und legte die feine Arbeit bei Seite; es war schon ganz dämmrig geworden. Ihr Vater saß am Fenster und betrachtete mit freundlichem Wohlgefallen die Büste des ehrwürdigen Musäus, die er vorhin mit einem Kranze geschmückt hatte. Außerhalb, nach dem Garten zu, hörte man eine wohlklingende Männerstimme das Lied vollenden:

Dahin, dahin
Möcht' ich mit Dir — u. s. w.

Der Baron summte die Melodie, wie gedankenlos, nach, ein leises Ohr aber würde dazu einen ganz eigenthümlichen Text erlauscht haben, worin sich das Wort „Riesengebirge", auf ziemlich unmetrische Weise breit machte.

„Sag' einmal, Agnes, wie hat Dir das Buch vom Rübezahl gefallen? — nicht wahr, ein ganz excellentes Buch?"

Mit dieser Frage wandte sich, auf einmal sehr heiter gestimmt, der Baron an seine Tochter, die davon unangenehm berührt schien und eine Antwort vermied.

„Du bist ein Närrchen“ fuhr Jener fort; „nicht wahr, ein Romänchen, worinnen fortwährend der Mond scheint, das möchte Dir besser gefallen? — ja, ja, deshalb seid ihr Mädchen auch immer halb mondsüchtig. Ich will Dich aber wohl bekehren. Du hörst doch Eduard gern zu? — Der mag seine Rübezahlsgeschichten in Druck geben; ich kaufe die Krebse weg, wenn sie nicht abgehen, da kommt dergleichen Lectüre in Aufnahme; Du mußt sie lesen, schon der Verwandtschaft wegen. So'n hübsches, lustiges Mährchen ist doch eine wahre Herzstärkung! und gegen das Rübezahlsbuch sollst Du mir vollends nichts einwenden; 's ist Alles darinn so nett und natürlich geschrieben, mitunter freilich ein bischen gottlos, aber das gehört nun einmal zur Genialität. Und der Herr — wie heißt er doch gleich? — Der bringt's recht pfiffig an, daß eines seiner früheren Schriftchen irgendwo verboten ist; das soll nämlich heißen, daß etwas dahinter steckt; ja ja, wir kennen das! — übrigens bleibt er doch hübsch bei der Wahrheit — wenigstens, was meine Person betrifft — und nur dann und wann läuft eine Lüge mit unter, wo er sich zu sehr auf Andere verläßt, die mich noch nicht genug studirt

haben. — Na, was siehst Du mich denn so verdächtig an? — ich habe mir's nun einmal vorgenommen, die Mährchen wieder auf die Beine zu bringen, und an mir soll's nicht fehlen. Ich wollte, ich könnte die ganze Welt zu einem Riesengebirge machen, da sollt' es Kurzweil geben, so bunt und lustig durcheinander, daß die armen Poeten aus jedem Klecks ein Mährchen machen könnten und ihre Phantasie nicht um ein paar Thaler abstrapaziren müßten. Aber es soll anders werden, ganz anders, oder ich will nicht Rübezahl heißen?" —

Agnes schrack zusammen, wagte aber nichts zu erwiedern. Die letzten Worte ihres Vaters brachen jede vernünftige Unterhaltung ab. Der arme Mann bildete sich nämlich allen Ernstes ein, er sei nichts Geringeres als der weltberühmte Rübezahl. Durch eine räthselhafte Verkettung der Umstände habe er das Bischen Geist, welches ihm nach Jahrtausenden noch übrig geblieben, vollends aufgegeben und sei nun ein ordinairer Mensch geworden. Mit Schätzen und Kostbarkeiten habe er sich in so weit genug versorgt, um seiner irdischen Nachkommenschaft eine, wenigstens äußerlich, glückliche Existenz zu sichern. Das Gnomenreich werde derweilen von einem Vicekönig regiert, es stände übrigens ganz bei ihm, den geheimnißvollen Scepter wieder zu ergreifen und in der Unterwelt eine neue Aera zu begründen. —

Dieser sonderbare Wahnsinn, der mancherlei Variationen erlitt, trat eigentlich nur in den Dämmerstunden ein, und äußerte sich nicht anders, als ein gewöhnliches Scherzspiel, welches man, sobald man es überdrüssig geworden, wieder aufgibt. Zuweilen aber dauerte er auch etwas länger, und dann gab es nur ein Mittel, und zwar ein ganz einfaches, den Baron wieder zur Vernunft zu bringen. Man mußte ihm nämlich irgend ein Mährchen von Rübezahl, sei es ein schon vorhandenes oder ein neugebildetes, erzählen, und je lebendiger er darin festgehalten wurde, desto früher erreichte man seinen Zweck. Er hörte dann, gleich den Uebrigen, mit heiterem Interesse zu, scherzte und lachte über die Schwänke und abentheuerlichen Possen des Berggeistes, den er nun allgemach als eine dritte Person und nicht mehr als die eigene betrachtete. Dieses zu bewerkstelligen mußte seine Phantasie natürlich sehr lebhaft angeregt und gleichsam aus sich selbst herausgerissen werden. Gelang dieses, so war er wiederum der vernünftigste Mensch von der Welt und von der gehabten Einbildung blieb ihm nicht die geringste Reminiscenz zurück.

Die Art und Weise, wie dieser periodische Wahnsinn entstanden und sich entwickelt hatte, war eben so eigenthümlich als er selbst. Durch einen Sturz vom Pferde hatte der Baron eine gefährliche Verletzung am Kopf erhalten. Er mußte längere Zeit das Bett oder

wenigstens das Zimmer hüten. Den Tag über bedurfte er keiner besonderen Zerstreuung, zur Abendzeit aber überfiel ihn gewöhnlich eine ängstliche Scheu, die eigentlich keinen Gegenstand hatte und wenn man sie nicht zerstreute, zuweilen in Phantasiren und Irrereden überging. Es war ihm am liebsten, wenn in der Dämmerung kein Licht gebracht wurde, er hatte es aber gern, wenn die Seinigen um ihn herum waren und sich auf eine heitere Weise mit ihm unterhielten. Auf diese Art gelang es oft, jenen ängstlichen Zustand gleich von vornherein zu unterdrücken. Ein junger Anverwandter des Hauses, der besuchsweise gegenwärtig war und vorhin mit dem Namen Eduard bezeichnet wurde, trug vorzüglich zur Aufheiterung und Belebung des kleinen Cirkels bei. Er besaß die Gabe, aus dem Stegreife irgend ein Mährchen oder eine Geschichte zu erfinden und wußte selbst das Unbedeutendste durch die natürliche Grazie seines Vortrages den Zuhörern angenehm zu machen. Der Baron hatte ihn deshalb sehr lieb gewonnen, und die Baronin, eine etwas hochtrabende Dame, mußte schon aus diesem Grunde des längere Verweilen des Gastes begünstigen. — Agnes wechselte zuweilen mit Eduard ab, indem sie irgend etwas Gelesenes, was für das Dämmerstündchen geeignet war, nach ihrer Weise wiedererzählte. Und so phantasirten sich die Beiden allmählig in eine süße Vertraulichkeit hinein, die das schönste

Mährchen des Lebens, die Liebe, in ihren Herzen verwirklichte, noch ehe sie daran gedacht hatten. Das Mährchen aber verschwiegen sie noch lange, und wagten's nicht einmal, sich selbst ein Wörtchen davon zu verlauten; es wäre also Unrecht, wenn wir jetzt ein Mehreres darüber ausplauderten.

Eine Zeit lang hatte Eduard vorzüglich den Gnomengeist der Sudeten zum Gegenstande seiner improvisirten Darstellungen gemacht, und späterhin ergab es sich, daß Mährchen und Geschichten, aus denen Rübezahl gänzlich verwiesen war, den Kranken weniger zu interessiren und zu erheitern vermochten. Man kam also immer wieder auf den beliebten Mährchenfürsten zurück.

Als endlich die Wunde des Barons so ziemlich geheilt war und er fast als hergestellt betrachtet werden konnte, trat mit einem Male der bedenkliche Umstand ein, daß er die erzählten Mährchen, anfangs zwar nur für wahrscheinlich, jetzt aber als völlige Wahrheit betrachtete. Der Arzt, der mit nicht geringem Erschrecken dieses gefährliche Ueberbleibsel der Krankheit wahrgenommen, verbot es mit allem Ernste, den noch durchaus Angegriffenen fernerhin durch dergleichen Unterhaltungen aufzuregen. Eduard und Agnes gaben, rücksichtlich ihrer selbst, diese freundliche Gewohnheit nur ungern auf, der Baron aber verfiel

darüber, wenigstens in der ersten Zeit des Entbehrnisses, in eine förmliche Melancholie. — Da ihm also durchaus Niemand mehr erzählte, so gewöhnte er sich allmählig daran, die in seinem Gedächtnisse noch zurückgebliebenen Mährchen und Wundergeschichten sich auf's Neue zu verlebendigen, indem er sie gewissermaßen sich selbst erzählte. Er gerieth nun immer tiefer in den Text und schien am Ende in dem Riesengebirge mehr zu Hause zu sein, als in der eigenen Umgebung. Zuletzt verfiel er in die spitzfindigsten Grübeleien, die Einbildungskraft überflügelte seine Vernunft, und Rübezahl, der anfangs nur in seinem kranken Kopfe spukte, nahm endlich von dem ganzen Körper Besitz, mit einem Wort, der Herr von Strilla war jetzt der Herr vom Berge. — Glücklicherweise trat dieser Wahnsinn, wie schon bemerkt, nur in den Dämmerstunden ein, in welchen dem Kranken die liebgewordenen Mährchen fehlten und die eigene, überreizte Phantasie den Mangel ersetzen mußte.

Der Arzt, nachdem er sich von dieser noch böseren Wendung der Krankheit überzeugr hatte und ihren psychologischen Grund sich zu erklären vermeinte, glaubte jetzt bei der Behandlung derselben nach homöopathischen Grundsätzen verfahren zu müssen. Er ließ also jene Mährchenerzählungen zur Zeit der Dämmerung von Neuem beginnen und verordnete ganz ausdrücklich die Geschichten von Rübezahl. Der

Erfolg bewies es, daß diese Methode von dem wohlthätigsten Einflusse war.

Aus diesem Grunde war Eduard zur Wiederherstellung des Barons ganz unentbehrlich geworden. Er war Cadet; sein Urlaub wurde leicht bewirkt, und wie gern er blieb, das konnte man in seinen glänzenden Augen lesen, wenn sie auf seiner aufmerksamsten Zuhörerin, der lieblichen Agnes, verweilten. Der Grundton seiner Mährchen, wenn sie zugegen war, spielte die Melodie des Herzens, der Humor aber, der in lustigen Weisen darüber hinsprudelte, versteckte das süße Geheimniß und machte es nur ihr verständlich; und Agnes verstand es in den leisesten Anklängen, sie trug ja das antwortende Echo in der eigenen Brust. — Dem Baron aber mochte es fast lieber sein, wenn sein Töchterchen durch irgend eine Beschäftigung abgehalten wurde, an dem Mährchenstündchen Theil zu nehmen, weil dann Eduard, wie er sich ausdrückte, weniger in's Romantische hinüberschweife und mehr von der Leber weg rede.

Zuweilen pflegte Letzterer, was ihm gelegentlich als Stoff zu einem Mährchen einfiel, sich flüchtig zu skizziren, um es dann, wie es eben der Augenblick eingab oder die Gegenwart seiner Zuhörer bedingte, weiter auszuführen. Er hat mir, der ich späterhin mit ihm in vertrauliche Berührung kam, einige dieser Skizzen mitgetheilt und mir erlaubt, dieselben nach

meiner Weise zu benutzen. Was also dem Leser in den nachfolgenden Geschichtchen, die er als Parenthesen betrachten möge, nicht sonderlich behagt, das möge er getrost auf meine Rechnung schreiben, doch bitte ich in aller Demuth und Bescheidenheit, sich einer freundlichen Nachsicht nicht ganz zu entäußern.

Wir fanden also in dem Eingang unserer Erzählung die Dämmerstunde bereits angebrochen, und der Rübezahlswahnsinn hatte sich ebenfalls schon eingestellt. Dieser war, weil man ihn nicht hatte aufkommen lassen, einige Tage fast gänzlich ausgeblieben, und das oben erwähnte Mährchenbuch, welches Eduards Erzählungen auf einige Abende unterbrochen, hatte vortreffliche Dienste geleistet. Glücklicherweise, wenigstens für Eduards Augen, der gewöhnlich vorzulesen pflegte, war dieses nun beendet, und die improvisirten Geschichten kamen wieder an die Tages- oder vielmehr an die Dämmerungsordnung. Die Mährchenstunde war heute der beschäfftigten Agnes ein wenig zu früh gekommen, sie beeilte sich also, den lieben Gast, der sich ihr durch sein sehnsüchtiges Liedchen in dem Garten bemerkbar gemacht hatte, als rettenden Engel heraufzurufen. Eduard folgte der freundlichen Mahnung und wir lassen ihn jetzt in der geheimnißvollen Dämmerung, die den Liebenden so günstig ist, mit dem Pseudo-Rübezahl und seiner Huldin allein, um uns mit dem wirklichen Gno-

menfürsten ein wenig die Zeit zu verkürzen, wobei wir, da uns Agnes hoffentlich nicht überrascht, zu Zeiten ein keckes Wörtchen als Contrebande mit einschmuggeln dürfen. Späterhin kehren wir, mit des gütigen Lesers Erlaubniß, auf den verlassenen Punkt unserer Erzählung zurück.

Erste Parenthese.

Die Generalentführung.

Herr Rübezahl, der, gleich den Frauen nach der Mode, sehr oft die Farbe wechselte, hatte mitunter einen wahrhaft rosenfarbenen, mitunter aber auch einen so gemischten und scheckig zusammengewürfelten Humor, daß es schwer war, die eigentliche Grundfarbe desselben herauszufinden. Und gerade dieser war es, welcher jene, ihm so eigenthümlichen, Schwänke hervorbrachte, die den Herrn vom Berge theils berühmt, theils berüchtigt, auf jeden Fall aber zu einem Mann des Volkes gemacht haben.

So geschah es denn, daß er einstmals nach seiner alten beliebten Weise eine kleine Promenade über ein paar Dutzend Riesenberge machte. Bei der Gelegenheit schaute er sich denn ein wenig um, ob vielleicht irgendwo ein kurzweiliger Schwank anzubringen sei, der ein abermaliges Körnchen zu seiner Unsterblichkeit beitragen könne. — Derweilen kam er an eine Schenke, worin es gott'svergessen lustig herging. Es hatte, um sich zu dem morgenden Tanzfest zu erkräftigen, der Kern der Burschenschaft sich aus dem nah-

belegenen Dorfe zu einem kleinen Trinkgelag versammelt, wobei sich denn die Herren, wie gewöhnlich, ein Weniges übernahmen und zuletzt eine gewaltige Ehre darein setzen, sich's gegenseitig im Pokuliren zuvorzuthun. Und eben jetzt, wo Rübezahl sie von einem benachbarten Hügel belauschte, gingen sie einen Wetttrunk ein, der in der That nach ihrer Weise ganz manierlich war. Es sollte derjenige, welcher seinen, und wie sich von selbst versteht, ziemlich großartigen Krug, zuerst bis auf die Nagelprobe leeren würde, am morgenden Feste den sämmtlichen Tanzjungfern der Ueberwundenen einen Ehren- und Siegeskuß zu geben berufen sein.

„Ei," dachte Rübezahl, welcher mit seinen Geisterohren jedes Wörtchen aufgefangen, „das setzt einen Schwank ab; wie wär's, wenn ich die Saufbrüderchen dort einmal aus der Schanze schlüge und den Ehrenkuß ihnen vor der Nase weg schmatzte? — Es sei!" — Und augenblicklich verkorporirte er sich in einen ziemlich abgerundeten Zwerg mit einer Alongenperrücke, aus welcher ein Gesicht herauslugte, das sich eben so schrecklich als possirlich ausnahm. Die Nase darin war vorzüglich reich bedacht und ein kleiner Berg von glänzenden Rubinen darüber aufgehäuft, der gutes Vertrauen zu seinen pokulistischen Talenten erwecken mußte. — Dergestalt also trat er in die Kneipe. Die edle Kumpanschaft war eben daran, den Wettkrug

hinunterzustürzen, aber der neue Gast brachte sie total aus der, zu diesem wichtigen Werke benöthigten Contenance, und mit schallendem Gelächter stürzten sie den übersprudelnden Trinkkrug auf den Tisch.

„Ei schaun's einmal," sprach der Zwerg mit einer heiseren Fistelstimme, „da geht's ja recht lustig her, und die Herren scheinen mir sammt und sonders respektable Lüderliche zu sein, das gefallt mir, bin selbst ein kleiner lüderlicher Kerl, und auf's Saufen versteh' ich mich besser, als Ihr großen ausgepichten Lümmel allzumal."

Die Mienen der ehrenwerthen Zecher, welche bei den Worten „respektable Lüderliche" als höchst geschmeichelt von einem selig-trunkenen Lächeln überglänzt waren, verzogen sich jetzt, da die Ehre, wenn nicht gefährdet, doch verdächtigt wurde, zu einem fürchterlichen Ernst, und Einer derselben, unter dem Namen: der lange Gottfried, bekannt, erhob sich jetzt, gravitätisch taumelnd, mit seinem ungeheuren Kruge und sprach, durchwallt von edlem Zorne, die grollenden Worte:

„Erbärmlicher Wicht, Du unterfängst Dich, in unserem Beisein groß zu thun? — soll ich Dich in meinen Krug stecken und mit hinunterschlucken — he? —"

„„He?!"" — kreischte der Kleine hinterher, „„oder soll ich Dich mit hinunterschlucken, langbeiniger Prahlhans! — Laßt sehn, wer gewinnt! — Der-

weilen Ihr Eure Krüglein leert, trink' ich dieses Faß aus, und sauft Ihr Euch unter den Tisch, so komm' ich morgen zum Tanze und hole mir den Ehrenkuß; he, gilt's?" —

„Topp!" schrieen Alle, mehr um dem Kleinen ihre Bravour zu zeigen, als daß sie allen Ernstes den lächerlichen Vorschlag eingingen. Mit triumphirendem Antlitz setzten sie ihre Krüge an, das Zwerglein aber langte ganz gemüthlich nach dem Fasse, hob es auf und balancirte es mit Grazie nach seinem Maule. Der Wirth, dieses gewahrend, drückte vor entsetzlicher Rührung beide Augen zu und seine gesteifte Zipfelmütze fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Noch mehr jedoch entsetzten sich die Zecher, und steckten vor Angst ihre, ohnehin etwas schwergewordenen Köpfe tief in die Krüge, welche sich auf eine unbegreifliche Weise recht bequem dazu erweiterten. Nachdem sie sich aber ein wenig darin gestärkt hatten und wiederum nach Luft schnappten — o weh! da war es ihnen absolut nicht möglich, die Köpfe aus den Krügen herauszubringen. Sowohl Krüge als Köpfe wurden immer schwerer und schwerer und zerrten endlich die gesammte Genossenschaft unter den Tisch, worunter sie denn auch geruhig ihrem Schicksale entgegenschnarchte.

Das Zwerglein aber, nachdem es auf solche Weise die Preißbewerber zur Ruhe gebracht, setzte sich getrost auf das sieggekrönte Faß und ritt damit ohne

Umstände zum Fenster hinaus, ließ aber, um die vorige Scene, sowohl dem Wirthe als den Erwachenden nur als einen wirren Traum erinnerlich zu machen, an derselben Stelle, wo das Faß gelegen, ein anderes mit Salzwasser gefülltes zurück und erreichte damit, da letzteres vor der Hand nicht näher geprüft wurde, seinen Zweck vollkommen.

Am folgenden Tage also war das Fest, worauf sich alle verliebten Mann- und Jungfernschaften schon lange gespitzt hatten. Unweit der Schenke war ein großer Tanzplatz geebnet, der mit Laubgeflechten umzäunt und mit Blumen geschmückt war. In der Mitte desselben streckte sich ein schlanker Tannenbaum, glatt abgezweigt, empor; um seine Krone flatterten bunte Tücher und Bänder und gewährten einen gar fröhlichen Anblick.

Als die Stunde gekommen, bewegte sich unter Trommelklang, Geigengekreisch und Pfeifengedudel der Dorfzug heran. Jeder Bursch hielt frohlockend sein Mädel im Arm und schwenkte den aufgeputzten Hut nach Sitte und Brauch. Die wiedererstandenen Zecher spielten natürlich die Matadore und ihre Huldinnen spreizten sich an ihrer Seite mit zärtlichem Uebermuth. Vorzüglich war es die Tochter des Gastwirths, ein zartes Stückchen, welche, als die Braut des langen Gottfried, gewissermaßen als die Königin des Festes betrachtet wurde, und dieserhalb das Köpfchen

ganz besonders hochtrug. Doch auch die übrigen Jungfrauen brüsteten sich nach Stand und Gebühren.

Man war jetzt auf dem Rundplatz angelangt; ein fürchterlicher Paukenwirbel war das Signal und der Paradetanz begann. — Der dicke Wirth stand, hochbeseligt, vor seiner Boutique, die Hände mit gemüthlicher Gravität über den Bauch geschlagen, und zwinkerte mit den kleinen Augen so fein und vornehm und doch wieder mit einer gewissen nachlässigen Schalkheit nach dem langen Gottfried und seiner gefeierten Tochter, daß man sich eines Anfluges von Neid, hinsichtlich seiner beglückten Vater- und Schenkwirthschaft, nicht ganz erwehren konnte.

Eine Zeit lang walzte und wogte der Tanz in seiner gewöhnlichen Weise fort; die Mädchen glühten, die Bursche wehten ihnen mit ihren Hüten ziemlich stürmische Kühlung zu und Alles war in der schönsten Ordnung. Jetzt aber erhob sich aus dem Wipfel der Tanne ein, im wirklichsten Sinne des Wortes, himmelschreiendes Getön, nicht anders als wenn eine ohnehin schon überspannte Geige, recht eigentlich aus dem Stegreif, toll geworden wäre. Jeder Strich auf den kreischenden Saiten fuhr den noch ermatteten Tänzern elektrisch in die Beine, so daß sie zu einem solchen wahnsinnigen Rundtanz aufwirbelten, bei dessen bloßem Anblick einem nüchtenen Beschauer auf jeden Fall der Athem vergangen wäre. Vor Allen aber

waren es die Musikanten, die, auf erhabenen Fässern postirt, durch jene Wundermusik mit einem Male aus ihrem phlegmatischen Charakter herausgerissen wurden. Sie kratzten und bließen zwar ihren Stiefel fort, konnten sich's aber durchaus nicht erwehren, nach dem Takte des überirdischen Virtuosen, mit ihren Beinen links und rechts herumzutrillern. Ihr Dirigent, der die Flötuse blies, sonst ein ganz gesetzter Mann, machte jetzt so tolle Pirouetten und Entrechats, daß er endlich das Gleichgewicht verlor und überzwerg von seinem Fasse heruntergeikelte und schrecklicherweise gerade auf den Kopf fiel. Das brachte ihn aber durchaus nicht aus der Fassung, er blieb vielmehr ohne Weiteres gleich auf dem Kopfe stehen und blies mit hochaufschwellenden Backen so taktgemäß und kunstgerecht fort, als es nur immer von ihm zu erwarten stand. Die Herren Collegen geriethen nach dem Beispiele ihres Oberhauptes, welches sich jetzt in seiner Demuth zum Unterhaupt gemacht hatte, in rasende Begeisterung: „Ihm nach! ihm nach!" schrieen sie wie aus einer Kehle, stürzten sich sammt und sonders hinab und fielen mit bewunderungswürdiger Vorausberechnung ebenfalls auf die Köpfe, in welcher Situation sie auch verblieben und sich nicht im mindesten in ihrem Berufe stören ließen.

Jetzt aber ging es presto, prestissimo! — Ein Chaos von Sprüngen, Wirbeln und Purzelbäumen

obte durcheinander, Hunde und Katzen tanzten mit einander den Versöhnungstanz, ein paar Kapaune, die dem Dorfpfaff entlaufen waren und sich vor Fett kaum zu rühren vermochten, vollführten jetzt die bewunderungswürdigsten Cabriolen, und der Wirth balancirte mit einem Beine auf einer ungeheuren Flasche und sang: Lott' ist todt, Lott' ist todt! — Zuletzt wurde gar die, in der Mitte aufgepflanzte Tanne von der Tanzwuth ergriffen, sie riß sich aus der Erde heraus und begann einen, den Boden erschütternden, staubaufwirbelnden Gallopp; zu gleicher Zeit schallte aus ihrem Wipfel ein fistulirtes, durchdringendes Gelächter, welches von niemand Anderem herrührte, als von Rübezählchen, dem Meisterspieler auf der wahnsinnigen Fidel.

Nachdem sich die letztere endlich ausgeschrieen und die Tänzer genugsam abgezappelt, auch die Tanne ihren gewöhnlichen Platz wieder eingenommen hatte, da merkten's denn die Jungfern zuerst, wo eigentlich der lustige Geiger zu Hause war.

„Ei", riefen sie, „seht doch, seht, das kleine hübsche Männchen dort oben; ach, was das für ein niedliches Köpfchen hat und für zierliche Beinchen! — komm doch herunter, kleines Männchen, und mach' uns ein Späschen vor!"

Das ließ sich denn auch der Kleine nicht zweimal sagen, wie ein Eichkätzchen rutschte er, oder hüpfte

vielmehr, herab, und machte, als er auf dem Boden angelangt war, ringsum ein überaus graciöses und holdseliges Compliment, wobei er statt des, mit Unrecht verrufenen Hinternisses, wo dieses eben nicht vermieden werden konnte, eine künstlich angebrachte, großmächtige Klatschrose präsentirte, worüber sich die sämmtlichen Jungfrauen, wie recht und billig, des Höchsten verwunderten.

„Vor allen Dingen," so redete das niedliche Männlein die Matadore der Dorfschaft an, „vor allen Dingen will ich mir von Euren Schönen, höchst werthgeschätzte Herren, den Ehrenkuß ausbitten, der mir nach Recht und Vertrag gebührt, denn Ihr habt Euch gestern zu Schimpf und Schande unter den Tisch getrunken." Ohne noch den Wirth und die Uebrigen recht zur Besinnung kommen zu lassen, trippelte der Kleine mit ungemeiner Zierlichkeit in dem Damenkreise herum und versetzte — denn küßte kann man nicht sagen — einer Jeden einen so lauten und durchdringenden Schmatz, daß darob die armen, dabei betheiligten Bursche ordentlich einen Stich in's Herz bekamen. Das Experiment ging aber vorüber und die Wunde verschmerzte sich. — Die Musikanten hatten, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, ihre erhabenen Fässer wieder eingenommen, und der Tanz sollte nun, nachdem man sich genugsam erholt hatte, von Neuem beginnen. Frohlockend stürmten die Tänzer heran und

machten zur Aufforderung ihre Bücklinge — o weh! — da war keine der sonst so bereitwilligen Jungfern bei der Hand; die Eine sagte: ach, laß mich noch ein Weilchen mit dem allerliebsten Männchen plaudern; die Andere entschuldigte: ach, bitte, laß mich noch ein wenig die rothen Perlen beschauen, die dem hübschen Männchen auf seiner Nase wachsen; — die Dritte warf das Mäulchen auf und erwiederte schnippisch: Ei was, ich habe jetzt keine Lust mehr zum Tanzen; so lange das kleine Männchen da ist, brauchen wir Euch nicht! — und so ging's die Reihe durch. — Die Bekorbten waren darüber schon halb und halb im Begriff, aus der Haut zu fahren, jedoch bezähmten sie für jetzt ihre Wuth, um's wenigstens mit ihren auf jeden Fall behexten Schönen nicht ganz und gar zu verderben; denn einmal mußten sie doch wieder zur Vernunft kommen und den abscheulichen Zwerg in seiner ganzen Häßlichkeit erkennen.

Der aber wußte dem vorzubeugen, und was ihm an äußerlicher Schöne abging, ersetzte er durch feine Manier, so weit diese nämlich für gegenwärtige Damen genießbar war. Er verstand es, einer Jeden etwas Schönes und Schmeichelhaftes vorzukosen und traf dabei immer den empfänglichen Fleck; der Einen z. B. sagte er eine Eloge über ihre rothen Backen, der Anderen übermachte er ein verstohlenes Compliment an ihre liebreizenden Wädlein; an der Dritten

prieß er ihren hochaufgethürmten, weithinschauenden Haarzopf; bei der Vierten fand er sogar einen kleinen Auswuchs außerordentlich graciös; kurzum, er wußte selbst der Garstigsten etwas Verbindliches beizubringen, und irgend eine verborgene Schönheit an ihr zu entdecken, die für den Mangel des augenscheinlichen Liebreizes völlig entschädigen mußte. Dergleichen Artigkeiten verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht. Jungfer Lise quetschte dem kleinen Schmeichler schon verstohlen die Hand, und der lange Gottfried, der es bemerkte, spie Feuer und Flamme. Ein Trost hätte es ihm sein müssen, daß sein Schatz nicht die Einzige war, welche an dem ungestalten Zwerge ihren Narren gefressen, sondern daß sämmtliche Jungfern solch' unnatürliche Leidenschaft mit ihr theilten. Das allgemeine Liebäugeln wurde indeß immer gräßlicher und das Wohlwollen für das kleine Ungeheuer war bereits in's Handgreifliche ausgeartet. Was Wunder also, wenn selbst die Langmüthigsten eifersüchtig wurden. Das Zwerglein aber bemerkte dies gar nicht, es trieb sein Spielchen fort, als wenn das eben so sein müßte, und die treulosen Schönen fanden's denn auch in der besten Ordnung. —

Das Entsetzlichste aber war den so unschuldig Zurückgesetzten noch vorbehalten. Rübezählchen nämlich verfiel in seinem buntscheckigen Humor auf den, in der That heroischen Entschluß, sämmtliche Jung-

fernschaften zu ent — ja, ganz recht, zu entführen! — Zu diesem Behufe verwandelte er sich in ebenso viele Zwergpersönchen, als Jungfrauen gegenwärtig, war aber immer nur vereinfacht sichtbar. Das Tollste aber bei dieser seiner vervielfachten Einfachheit war, daß jeder der Bursche den überglücklichen Nebenbuhler gerade mit seinem Mädchen herumcharmiren sah, während doch eine jede Einzelne der Jungfern in ihrer Verblendung vermeinte, daß es das niedliche Männchen lediglich und allein nur auf sie abgesehen habe. — Von dieser närrischen Verblendung sind ja noch heute, und oft sogar die Klügsten des schönen Geschlechtes befangen, ohne daß solcher Verwandlungsspuk dabei im Spiel wäre — was Wunder, wenn die noch uncultivirten Dorfschönen so ganz und gar mit Blindheit geschlagen waren. — Rübezählchen also, der sich so geschickt zu zertheilen wußte, weshalb ihn wohl manches Herrlein nach der Mode beneiden möchte, entführte jetzt auf eine solch' unerhörte Weise die Dulcineen der Dorfschaft, wie sie eben vorhanden waren, nach einem paradiesischen Lustwäldchen, das er in aller Eile hatte wachsen lassen, und verfuhr dabei mit einer besonders dazu erfundenen künstlichen Verstohlenheit, als ob es ihm wirklich daran gelegen wäre, daß Keiner der bemitleidenswerthen Bursche es bemerke. Die aber merkten's nur allzugut, und das Blut erstarrte ihnen bei dieser

gräßlichen Entdeckung. Um sich die Schmach zu ersparen, durfte es natürlich Keiner dem Anderen sagen, sie schlichen sich vielmehr ganz stillschweigend dem Entführer nach, um diesem im günstigsten Moment die süße Beute wieder abzujagen, und furchtbares Strafgericht zu halten. Ein Jeder der unglücklichen Liebhaber behielt sich das entflohene Paar immer auf zwanzig bis dreißig Schritte im Auge, mit einem Male aber war dieses wie weggeblasen und sie konnten's schlechterdings nicht wieder ergattern. So irrten denn die armen Jungen, wahre Bilder der Verzweiflung, in dem bezauberten Walde umher und suchten ihr verlorenes Paradies nebst den gefallenen Engeln. Und dabei sangen ihnen die Vögel von den Bäumen noch die empörendsten Spottlieder. —

Nachdem endlich alles Suchen, alles Rasen und Toben vergeblich war, langten die abgehärmten und verstörten Jünglinge wiederum, und zwar zu gleicher Zeit, auf dem Tanzplan, dem Schauplatz des fürchterlichsten Wechsels, an. Aber siehe, da saßen die sämmtlichen Unholdinnen mit süßer Runkelrübenverschämtheit auf ihren verlassenen Sitzen und unter ihnen haranguirte mit holdseliger Frechheit der entsetzliche Zwerg. Jetzt aber entstand unter den Burschen, die nun gegenseitig aus ihren bösen Vermuthungen gar kein Hehl mehr machten, eine furchtbare Verschwörung, und an der Spitze derselben stand der Gastwirth. Und diese

Verschwörung lief auf nichts Geringeres hinaus, als den verruchten Zwerg im Angesicht der treulosen Sippschaft in dem Gipfel der Tanne — aufzuhängen.

Indem sich der Kleine so eben recht inbrünstig in das Busentuch der reizvollen Lise verwickelt hatte, in demselben Augenblicke, sag' ich, stürzte das Oberhaupt der Verschwörung, der beleidigte Vater, wüthend auf ihn los, packte ihn mit gräßlicher Gewalt an den Beinen, flog aber, weil diese der Bedrängte in seiner Herzensangst geradezu fahren ließ, rücklings damit in den Sand. Der Hauptspaß sollte nun aber erst recht angehen. Die Beinchen nämlich hatten sich in der Faust des Wiedererstandenen urplötzlich in kolossale Knüppel verwandelt und der Gastwirth, als wenn er wahnsinnig geworden wäre, drosch damit so unbarmherzig auf seine Gäste und Mitverschworenen los, daß diese ohne Zweifel in ihren Sünden dahingefahren wären, wenn nicht die, endlich von ihrer Leidenschaft genesenen, Jungfern sich erbarmend in's Mittel geschlagen hätten.

Der ungebeinte Zwerg hatte derweilen wiederum in dem Gipfel der Tanne Posto gefaßt und wollte während der Prügel-Execution vor Lachen schier zerbersten. Dieses bemerkend, war den Mädchen natürlich ein ganz besonderes Licht aufgegangen; sie warfen sich nun in Mitleid aufgelöst vor der Schreckenstanne

nieder, und baten und fleh'ten auf eine herzzerreißende Weise: „es möge doch der gestrenge Herr Zwerg ihre Gesponsen nicht zu Schanden dreschen lassen und seine allerliebsten Beinchen gefälligst wieder anschnallen." — Augenblicklich rutschte der Kleine, trotz den entrissenen Beinen, aus seiner erhabenen Nadelhütte herunter, und stand, noch ehe man sich's recht versehen hatte, als ein großer, stattlicher Herr inmitten des Tanzplatzes, in welcher Gestalt er sich denn nun ohne Weiteres als „Herrn vom Berge" präsentirte.

Jetzt freilich wurden die sattsam Durchgedroschenen mit einem Male ganz anderen Sinnes; und als ihnen Rübezahl erklärte, daß unter seiner Obhut, als der eines Geistes, die jungfräuliche Ehre ihrer Gesponsen auch nicht im Entferntesten habe gefährdet werden können, da wurden sie gar froh und guter Dinge, und thaten sich gegenseitig das Gelübde, in ihrem ganzen Leben nicht wieder eifersüchtig zu werden. Die Jungfrauen aber schienen, was besagte Ehre betraf, dem Herrn Berggeiste denn doch nicht so ganz unbedingten Glauben zu schenken, denn sie schlugen dießmal mit übernatürlicher Verschämtheit die Augen nieder. Doch späterhin, als sie bereits verheirathet waren, spürten sie von solcher Verschämtheit auch nicht das mindeste Ueberbleisel, sie blickten vielmehr ihren Männern, die ohnehin, treu ihrem Gelübde, nicht eifersüchtig wurden, mit keckem Auge in's Angesicht,

selbst wenn es in mancher Hinsicht nicht ganz geheuer war. —

Der Herr vom Berge aber machte seine Tollheiten auf das Vollkommenste wieder gut, und Kind und Kindeskinder genossen die süßen Früchte jener Prügel, womit ihre Väter und Großväter einst beschenkt worden waren. — Und hiermit wäre denn unsere Mährchen-Parenthese nach Ordnung und Regel zu Ende.

Zweite Parenthese.

Der Leinweber.

Die verwittwete Schulmeisterin Schmuck, eine fromme, schlichtchristliche Frau, lebte mit ihren fünf Kindern, von denen vier noch unerzogen, die älteste Tochter aber schon erwachsen war, auf dem Filialdörfchen ihres seligen Mannes in dürftiger Zurückgezogenheit. Sie besaß ein kleines, einstockiges Häuschen, ein Krautgärtchen und nebenbei einen Wiesenplatz, den sie, weil ein heller Bach daran vorbeifloß, im Sommer recht bequem zur Bleiche benutzen konnte. Im Winter mußte sie sich, sammt den Kindern, mit Spinnen behelfen, und die vielen Hände und Händchen, die nie müssig waren, förderten den bescheidenen Erwerb. Die kleine Familie war, trotz ihrer Dürftigkeit, die sie aber durch Sauberkeit und Ordnung zu verbergen wußte, immer heiter und vergnügt und galt gewissermaßen als die vornehmste in dem Walddörfchen, welches tief in dem Riesengebirge versteckt lag. — Vor Allen war es Ama, die siebenzehnjährige schöne Tochter der Wittwe, die Alt und Jung, nach ländlicher einfacher Weise, zu ehren wußte. Sie war

ein bescheidenes und wohlgesittetes Mädchen und dabei noch überaus klug und verständig. Jedermann und selbst die ältesten Dorfbewohner erholten sich gern bei ihr Rathes, weil sie diesen so fein und ziemlich auszuspenden wußte, daß Keiner der Fragenden durch das Gefühl seiner eigenen Beschränktheit in ihrer Nähe gedrückt wurde. So jungfräulich auch das schöne Mädchen in Gestalt und Benehmen war, so blickte doch aus ihrem ganzen Wesen noch jene reine, liebliche Kindlichkeit hindurch, aus welcher sich selbst die Schönheit gleichsam verklärter zurückspiegelt.

Unser Geschichtchen beginnt am Vorabende des schönen Weihnachtsfestes und endet auch mit demselben. — In dem kleinen Stübchen der ehrbaren Wittwe war Alles gar blank gescheuert und geputzt; weißer Sand, so hell als der Schnee, der draußen gestreut war, kräuselte sich über den dunkelen Dielen, die sich leider nicht mehr ganz zu einem reinen Wandel bekehren ließen; — einzelnes Geräth und Geschirr, das sonst in dem Schranke verwahrt stand, wurde heute als ein Putzwerk, wo es sich eben am besten ausnahm, auf den Möbeln zur Schau gestellt; die Fenster schmückten weiße Vorhänge und ihre Scheiben wurden, so oft sie auch der Mühe spotteten und sich mit Duft umhüllten, durch das säubernde Tüchlein immer wieder aufgehellt. Und darum auch hatte das Stübchen ein gar feines und wohlgefälliges Aussehen. — Ueber-

haupt tritt uns das eigentlich Festtägliche im Kreise frommer Armuth gerade am rührendsten und feierlichsten entgegen, während der stolze Prunk vornehmer Festlichkeit das Friedliche und Versöhnende entbehrt, was dem Herzen so wohl thut. Die Demuth ist der ächte, verklärende Heiligenschein; und dieser war es, der in der Familie der Wittwe ein so vorabendlich-festliches Bild gewährte. Die fleißige Ama saß noch am Rädchen und spann, denn die Feierstunde hatte noch nicht geschlagen, die kleineren Geschwister aber umringten, sonntäglich gekleidet, mit nettgescheitelten Haaren, die Mutter, deren geheimnißvolle Freundlichkeit gar süße Erwartungen weckte. Doch auch Ama mochte aus dem Gesumse ihres Rädchens manch' traulichen Gedanken erlauschen, und aus dem Rocken manch' lieblichen Traum herausspinnen, denn sie lächelte gar freundlich vor sich hin, und die Arbeit schien ihr nur ein erheiterndes Spiel zu sein. Und dabei war sie so ämsig, daß ihre glühenden Finger die Eisstückchen aufthauten, welche noch in dem frischen Netzwasser herumschwammen. — Dicht am Ofen brannte, wie in jenen Gegenden gebräuchlich, eine Kienfackel statt der Lampe, deren röthlicher Schein die liebliche Spinnerin, wie mit traulichem Gekose, umleuchtete. — Jetzt war die Spuhle fast übervoll und Ama beeilte sich, sie abzuweifen, um das Garn — und zwar zu einem recht freundlichen Behufe — noch heute in das

nahgelegene Städtchen zu bringen. Auch dieses war mit flinker Geschäftigkeit bald abgethan, und nun machte sie sich bereit, die kleine Abendwanderung anzutreten.

„Verwahre Dich hübsch, Ama," sprach die besorgte Mutter, „auf dem Berge ist's stürmisch, wenn's auch unten noch so still ist, nimm lieber ein Tuch zu viel als zu wenig, und guck' mir dem hübschen Leinweber nicht zu tief in die Augen; hörst Du?"

Ama wurde roth bis unter's Kinn und schlüpfte geschwind zur Thüre hinaus, um ihre Verlegenheit zu verbergen, denn mit dem Leinweber war's wirklich nicht ganz richtig. — So oft sie ihm noch das Garn gebracht, hatte er's immer, ganz wider Weberbrauch, auf das schönste gelobt und gepriesen, weil die Fäden so glatt und zart gesponnen wären, wie sie kein Mädchen in der Welt zu spinnen vermöchte. Von den Fädchen war er dann natürlich auch auf die Finger gekommen und hatte vermeint, daß er wohl das Netzwasser beneiden möchte, welches die zierlichen alle Augenblicke küssen dürfe. Dergleichen hübsche Sachen, die ihr der Weber mit solch' aufrichtigem, herzgewinnendem Wesen vorzukosen wußte, machten's ihr denn endlich begreiflich, daß es damit wohl eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse. Sie fing allmählich an, recht gern über diese Bewandtniß nachzudenken, und so oft sie's that, war's ihr immer gar wohl und

heimlich zu Sinne, und es hielt schwer, ihre Gedanken wieder davon abzulenken. Am Ende hatte sie's denn weg, daß ihr der Leinweber nicht eigentlich des Garnes wegen, sondern lediglich um ihrer selbst willen hold sei; das kam ihr denn auch bei weitem vernünftiger und natürlicher vor, und darum erkannte sie es in ihrem Herzchen als höchst billig und gerecht, nun auch dem Leinweber durchaus um seiner selbst willen freundlich und — noch ein bischen mehr als freundlich zu sein. Und warum sollte sie das nicht? — Er war ja ein feiner hübscher Bursch, war brav und redlich und sorgte so treu für seine halberblindete Mutter und für die jüngeren Geschwister, daß man das beste Vertrauen zu ihm fassen konnte. Dabei war er nie verdrüßlich, sondern immer lustig und guter Dinge und wurde von allen Nachbarn geschätzt und geliebt. Kurzum, es war ein Weber, der nicht nur ein Stück Leinwand, sondern auch ein Liebesnetz zu weben verstand, darinnen sich's auf jeden Fall ganz allerliebst gefangen sein ließ. Und darum war auch Ama so überaus fleißig, damit sie recht oft Gelegenheit hatte, ihm Garn zu bringen, welches er immer mit dem ersten Preiße und in schönen, neugeprägten Münzsorten bezahlte, und ihr noch obendrein von dem eigenen Gespinnst manch' feines Stückchen mit in den Kauf gab. Sie wußte es wohl, daß er ihr Garn um Vieles lieber webe als jedes andere; auch ver-

kaufte er die Leinwand nicht, die er daraus gewonnen, sondern verwahrte sie sorgfältig in seinem Schreine und mochte dabei seine ganz absonderlichen Gedanken haben. Mitunter zeigte er der lieblichen Spinnerin die fertige Arbeit, damit sie d'raus abnehmen könne, wie fleißig sie seit der oder jener Zeit gewesen, und bei der Gelegenheit glaubte er auch wohl einen leisen Händedruck riskiren zu dürfen, der manchmal, aber noch viel, viel leiser, beantwortet wurde. — Dann gab es für Ama keine größere Lust, als wenn sie dem behenden Burschen ein Weilchen zusehen konnte, wenn er arbeitete. Es war aber auch ein herrlicher Anblick! der ganze Stuhl erschütterte ob seiner Beweglichkeit und Kraft, und das Schifflein flog so pfeilgeschwind hinüber und herüber, daß man's kaum mit den Augen zu erhaschen vermochte. Der Weber, der bei solcher Veranlassung natürlich seine ganze Geschicklichkeit aufbot, verlor auch mitunter die Balance, zumal wenn ihm die lieben Augen so recht wider Erwarten in's Herz blickten, und es mußte, und zwar zu seinem stillen Aerger, ein feines Knötchen geknüpft werden. Diese Knötchen aber knüpften, je öfter sie vorfielen, die Herzen des jungen Pärchens unvermerkt immer fester, und Amor, der seinen Pfeil, sammt dem Weberschiffchen, hinüber und herüber schießen ließ, lachte darob in's Fäustchen.

So standen also die Sachen; der Weber und Ama

hatten sich lieb, gar herzig und innig, ohne sich's eigentlich noch gestanden zu haben; verblümte Redensarten gab's übrigens genug, denn die Liebe kann auch einen Leinweber verblümen und nicht blos die Poeten, müßt Ihr wissen. — Aber halt! — wir dürfen doch das hübsche Liebchen in der Nacht nicht so allein lassen, das wäre ja ein Verstoß sonder gleichen; geschwind zurück! —

Sie hatte unterdessen schon ein gutes Stückchen Weg zurückgelegt. Es war ein heiterer Sternenabend, und gleichsam, als ob der Himmel sich freue, glänzte ein rosiger Nordlichtschein durch den blauen Aether. Die Wälder und Berge blickten mit ihren Schneekleidern, wie vergnügt, aus den unumschleierten Höh'n, und die Bäume rauschten gedankenvoll vor sich hin und dachten mit winterlicher Gemüthlichkeit vielleicht an den Frühling. — Das Entfernte beschäftigt ja auch den Menschen am nächsten; Wunsch und Hoffnung überflügelt die Gegenwart, und selbst das unerreichte, oder nie erreichbare, Glück ist auf diese Weise schon halb genossen. Und eben deshalb ist auch der vom Schicksal am wenigsten Begünstigte, der Unglücklichste sogar am befähigtsten zum Glück, während der Liebling der Fortuna oft die größte Anlage hat, unglücklich zu sein. — So träumte sich Ama, umgeben von dem Winter, einen lachenden Frühling; in ihrem Herzen war es Mai, junge Rosen wachten d'rin auf und

dufteten und kos'ten von lieblichen Wundermährchen. — Indessen war sie auf den Gipfel des Berges gekommen, von wo aus sie das Städtchen mit seinen gelichteten Fenstern vor sich liegen sah. — Ein schneidender Wind pfiff von den höheren Gebirgen herab und drängte sich der zarten Jungfrau mit tückischer Gewalt entgegen. Sie schloß sich fester in den Mantel und zog die wollene Kopfhülle so eng zusammen, daß nur ihre beiden holden Augensterne und der rosige Mund daraus hervorblicken konnten, worauf es denn eigentlich der Herr Nord mit seinen kalten Küssen abgesehen hatte. Jetzt aber verfing sich nun gar der ungalante Wicht in ihrem Mantel und wollte durchaus ein Tänzchen mit ihr machen; sie sträubte sich mit aller Macht, doch mit einem Male summte der Wind ganz vernehmlich:

Nun, nun, man nicht so zimpferlich,
Mein Jüngferchen! was sträubst Du Dich?
Ein Tänzchen in Zucht und Ehren,
Das sollst Du mir heut' nicht wehren!

Und heisa! — ging es mit ihr um und um, als wenn Strauß und Lanner aufgespielt hätten, der frische Schnee stiebte auf und die Winde riefen: bravo! bravo! — aber ach, der leidenschaftliche unsichtbare Tänzer entführte zuletzt aus Ama's Körbchen das ganze Garn, den mühsamen Gewinn das halben Winters, durch die Luft und drückt es freudeselig an sein stürmendes Herz.

Das arme Mädchen steht erstarrt vor Schrecken, und als sie endlich zu sich gekommen und das ganze Unglück erst recht zu fassen vermochte, da quollen ihr die hellen Thränen über die feinen Wangen. — Doch augenblicklich ist auch eine Schaar lustiger Narren bei der Hand, die ihr den diamantenen Thau begierig wegküssen und versichern, daß es die delikatesten Thränen wären, welche sie bis dato gekostet hätten. Die weinende Ama aber mag von ihrem albernen Geschwätz nichts hören und jammert und klagt, daß der Schnee vor Mitleid hätte schmelzen mögen:

„Ach, ach, ich unglückliches Geschöpf! es war das schönste Garn, das ich gesponnen habe; — ich wollte es dem — Leinweber zu Weihnachten schencken, und hatte mich so darauf gefreut, einmal kein Geld von ihm nehmen zu dürfen, und nun ist es fort, fort über alle Berge — ach, ach!"

„„Was weinst Du denn, mein Töchterchen?"" sprach dicht neben ihr eine sanfte und vertrauliche Stimme, die aber eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Tone des tanzlustigen Windes hatte, und als sie sich wandte, stand ein stattlicher Mann vor ihren Augen, der ein überaus freundliches und doch stolzes Ansehen hatte. Ama schwieg verlegen auf seine Frage, und er fuhr fort:

„„Nun rede doch, Mädchen, und schütte mir

Dein Herzchen aus! — Du mußt wissen, ich bin ein guter, mitleidiger Kerl von Alters her."

„Ach, Herr," antwortete Ama bescheiden, „was mich bekümmert, ist wohl zu gering für Euer Mitleid, so gut Ihr auch sein mög't; drum laßt mich's lieber verschweigen!"

„„O nicht doch,"" sprach der Fremde, „„worüber ein paar so liebe, sanfte Augen, als die Deinen, Thränen vergießen können, da ist's auch nicht zu gering für mein Mitleid. — Aber tröste Dich; ich habe Dich belauscht und weiß, was Dir fehlt. Dein Garn ist davon geflogen, es soll sich aber schon wieder finden, und gerade da, wo es hingehört; darauf geb' ich Dir mein Wort! nur ein's beding ich mir: Du mußt mir sagen, wem Du das Garn hast schenken wollen? — ich weiß es eigentlich schon und will es nur noch einmal aus Deinem Mündchen hören; Du glaubst gar nicht, was mich so ein holdes, verschämtes Geständniß amüsirt""

„Ei, Herr," erwiederte Ama, mit einiger Schalkheit, aber immer noch verschämt genug, „Ihr verlangt da etwas, was man eben nicht gern einem Anderen vertraut, und lieber fein für sich behält, da Ihr's aber doch schon halb und halb errathen oder vielmehr erlauscht habt, so würde mir's freilich nicht viel helfen, wenn ich's Euch verschweigen wollte; es mag also drum sein" —

Und damit erzählte sie denn, was wir bereits erfahren haben.

Der Fremde, der in der That noch nie ein so liebliches Geständniß vernommen hatte, faßte Ama freundlich bei der Hand und sprach ihr Trost zu: „„Du sollst d'rum noch nicht vergeblich nach dem Städtlein gehen,““ fuhr er dann fort, „„und für den hübschen Leinweber kann ich Dir wohl auch ein Geschenk mitgeben, was ihm große Freude machen wird. — Siehst Du, da hab' ich ein kleines Weberschiffchen; 's ist just nichts apartes daran, als ein Bischen Zauberei. Das Fädchen, welches hier eingeschlungen ist, hat die Eigenschaft, gar kein Ende zu nehmen und verwandelt sich, wie man's eben nur wünscht und begehrt, in die schönsten Farben. Ich denke, das Ding soll Deinem Weber wohl zu statten kommen, denn er hat eine redliche, treue Hand, die noch nie ein Fädchen Garn bei Seite practizirt hat, wie es bisweilen üblich, und solchen Leuten, siehst Du, mag ich gern einen Gefallen thun. Du sollst erfahren, was er mit diesem Schiffchen für schöne Figuren und Bilder in das Gespinn hineinbringt, und kein Meister auf der ganzen Erde wird's ihm nachthun. D'rum geh' getrost hinunter und bring' ihm einen Gruß von dem Herrn vom Berge. Wir sehn uns wieder.““

Und damit verschwand der fremde schöne Herr,

den man, weil er sich heute so überaus nobel benimmt, kaum mit dem gewöhnlichen Namen „Rübezahl“ benennen möchte. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß er aus seinem alltäglichen Charakter herausging, er hat sich vielmehr sehr oft als ein wahrhaft edler Geist benommen. Aber wie das Gute meist vergessen wird, so war es auch hier; seine Albernheiten und Possen, womit er sich zuweilen die Zeit kürzte, hat man nie satt werden können zu erzählen und wiederzukäuen, während man von seinem bessern Selbst nur selten Notiz genommen. —

Vergnügt und süßer Ahnung voll, ging jetzt Ama den Berg hinab und kam ungefährdet in dem Städtchen an. — Gleich in der ersten Gasse stand das freundliche Häuschen des jungen Leinwebers. Die Läden waren noch nicht verschlossen und Ama schlich sich auf der weichen Schneedecke leise zu dem niederen Fenster heran und spähete hinein. — Da stand ihr Geliebter vor dem Arbeitsstuhle und lachte und jubelte und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, indem er ein's um's andere dazwischen rief:

„Ach, Mütterchen, Mütterchen, wenn Du nur dießmal, nur dießmal sehen könntest! — Mein Weberstuhl, denk Dir nur, hat sich ganz von selber zugerichtet und mit dem feinsten Garn überspannt, wie es Niemand anders spinnen kann als Ama! — und hier und da und dort, da steht es ja mit goldenen

Buchstaben eingewebt: Ama, Ama, Ama! — Wie ist nur dies zugegangen? — es muß ein Christgeschenk von einem Engel sein!"

Indem er noch auf mancherlei Weise seinem Entzücken Worte zu geben suchte, was ihm aber wahrscheinlich nicht viel besser gelingen mochte, als Unser einem, weil die Freude nun einmal die Worte nicht leiden kann — da pocht es leise, leise an die Thüre und — Ama trat herein. Und gleichsam als wäre sie der segnende Christengel, knieete der überglückliche Weber vor ihr nieder, und sein Gebet war: liebe, liebe Ama!

Und der Engel antwortete: „„lieber, lieber Leinweber! — ich bringe Dir ein Weberschiffchen, damit Du ein Meisterstück schaffen magst, wie keines in dem ganzen Schlesierlande."" — Mit diesen Worten überreichte ihm Ama das zierliche Geschenk. Der Weber aber drückt es jubelnd an seine Lippen, mit einem Sprunge sitzt er an dem Arbeitsstuhl, worüber, wie Jeder errathen wird, das vom Wind entführte Garn von unsichtbaren Meisterhänden gespannt war; die Tritte rasseln durcheinander und das Wunderschiffchen flog, ohne der Hand zu bedürfen, gedankenschnell durch die Fäden, daß kein Auge es zu verfolgen im Stande war. Der Weber läßt vor Staunen und Verwunderung die Hände sinken, der Fuß versagt ihm den Dienst, aber die Arbeit rasselt fort, und die

prächtigsten Farben, golden und rosa, azurblau und smaragdgrün, begegneten sich in dem glänzenden Gespann, wie lebendige Strahlen, und flossen in einander zu einem wunderbaren Gebilde. Und als es fertig, da war es das Christuskindchen, wie es in der Krippe schlummert und ein goldener Schein sein Haupt umleuchtet. Die Weisen des Morgenlandes standen frommbegeistert neben der heiligen Mutter, und lächelnde Engel blickten aus lichtumsäumten Wolken auf den Sohn des Himmels hernieder. Ein Engelsbild aber trug Ama's Züge und schien mit gleicher Huld das Christuskindchen und den geliebten Weber zu betrachten.

Die Mutter des Letzteren, der sie freudetrunken dem Wunderbilde gegenüberstellte, vergessend, daß ihr Auge dunkel, sah mit einem Male hell und heller; sie faltete die Hände und knieete betend nieder, und ihre Kleinen ahmten ihr nach und beteten auch und lächelten dazu wie die Engel des Bildes. Der Weber und Ama trugen das seligste Christgeschenk in ihren Herzen, und ihr erster Kuß besiegelte den heiligen Weihnachtsbund. — —

Nachdem die glückliche Familie der süßen Worte nun genug getauscht, begleitete der Weber sein Liebchen nach dem Dörfchen ihrer Mutter zurück. Das Bildniß aber nahmen sie, sorgfältig eingehüllt, mit sich. — Und als sie Arm in Arm auf der Berges-

höhe standen, da war es ihnen, als ob dasselbe Bild in das weite blaue Himmelszelt eingewebt sei und über den ganzen Erdkreis sich verbreite. Die Sterne, jene Millionen Gotteswelten, umleuchteten es mit ihrem goldenen Scheine, die Stürme schwiegen, bei seinem Anblick, voll Ehrfurcht, die Wälder rauschten nicht mehr, um die Andacht der Welt nicht zu stören, und die Berge in den weißen, lichtschimmernden Priestergewanden hielten ein feierliches Hochamt. —

So langten die Liebenden bei dem Hüttchen der Mutter an. Die Fensterläden waren verschlossen, doch drang aus den kleinen Spalten ein heller Lichtschimmer hervor. Leise schlichen die Beiden näher, halb ängstlich und doch so selig; jetzt standen sie in dem Hausraum, die Thüre ging auf, und ein herrlicher Christbaum mit duftenden Kerzen und goldenen Blättern geschmückt leuchtete ihnen entgegen. Die Kleinen und die Mutter standen mit lächelndem Erstaunen um das Festgeschenk herum und mitten unter ihnen der schöne Fremde, wie er der weinenden Ama auf dem Berge begegnet, und vertheilte unter die frohlockenden Kinder goldene Marcipanengel, die sich mit appetitlicher Inbrunst und frommen Wohlgeschmack verspeißen ließen.

Der Herr von Berge, denn dieser war es ja, winkte jetzt freundlich den Weber heran. Der breitet

sein heiliges Wunderbild aus und Alle knieeten nieder. — Da schlug die Thurmuhr zwölf, die Glocken von nah und fern tönten feierlich herüber und verkündeten es:

Christ ist geboren!

Dritte Parenthese.

Das Stutzbärtchen.

Der Baron von Ypsilon war ein ganz vortrefflicher, ein vollendeter Baron. Er besaß eine Legion von glänzenden, brillanten, gestickten und wohlriechenden Eigenschaften; er war treu in seinen Berufspflichten: auf den Bällen zu floriren, hübschen Mädchen zu flattiren, seine Taille zu schnüren und sich tongerecht zu amüsiren. Seine Gefühle waren vor Morgens zehn Uhr an unermüdlich, seine Gedanken wachten auf, sobald er eingeschlafen war, aber leider blieb ihm im wachenden Zustande nur selten eine Reminiszenz davon; in seinem Herzen blühte fast jeden Tag eine neue erste Liebe, und sein Stutzbärtchen war Zeuge der heiligsten Besiegelungen der Treue für eine Ewigkeit von wenigstens vierzehn Tagen. Und darum war dieses Stutzbärtchen der Inbegrift seiner Wünsche, seiner Hoffnungen, seiner Leiden und Freuden, mit einem Worte: sein besseres, sein veredeltes Ich. Und darum auch pflegte er es mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, als ob von jedem Härchen daran sein Lebensglück abhänge. Er konnte Stunden lang sein schmachtendes

Auge an dieser Blume aller Stutzbärtchen, an diesen duftenden Sprossen seiner Seele weiden; jedes Härchen wurzelte ja in dem Tiefsten seines Herzens, und wenn eines davon krank oder melancholisch war, oder gar von der unvorsichtigen Scheere geopfert worden, dann gab es so lange Buß- und Fasttage, bis das gemordete Härchen seine Auferstehung gefeiert hatte.

Dieser ausgezeichnete Herr von Ypsilon war es, der vor Kurzem in Warmbrunn eingetroffen, um der dortigen Quellnymphe seine Huldigungen darzubringen. Vor der Hand aber war sein Herz in den Kastanienlocken einer reizenden Sängerin gefesselt, es zitterte und bebte zwischen ihren weißen, goldbereiften Fingern, die so kunstgerecht durch die Saiten der Harfe glitten, es schwamm und plätscherte in den melodischen Tonwellen ihrer Stimme, es flog ihr nach auf allen Wegen und Wanderungen, kurzum, es war verliebt und vernarrt. Dieses bewunderungswürdige Herz also, welches, trotz seiner Fesseln, zittern und beben, schwimmen und fliegen konnte und noch dazu mit Diamanten eingefaßt war, machte der Baron der liebenswürdigen Künstlerin zum Präsent. Sie nahm es huldreich an, und späterhin, da sie den kostbaren Inhalt desselben genugsam geprüft hatte, machte sie dem Ueberseligen mit dem ihrigen ein Gegengeschenk. Dieses war zwar nicht mit Diamanten eingefaßt, aber mit tausend goldenen Träumen, mit perlenden Liebes-

thränen und einem ganzen Frühlinge von himmlischen Hoffnungen erfüllt, von denen sich ein gewöhnlicher Mensch gar keinen Begriff machen kann.

Herr von Ypsilon würde vielleicht, trotz dieser Vortrefflichkeiten, seinen allerdings höchst beweglichen und wetterwendischen Sinn, bald nach anderen Regionen den Wind- und Liebesrose gelenkt haben, wenn Dame Rosaura es nicht verstanden hätte, seine Leidenschaft mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit festzuhalten. Dabei bediente sie sich nicht etwa der gewöhnlichen Modefesseln, die am Ende doch nach Belieben zerreißen, nein, sie hielt den Baron viel sicherer und zuversichtlicher an den Härchen seines Stutzbärtchens fest. — Sobald sich nur irgend eine schickliche Gelegenheit darbot, schniegelte, salbte oder küßte sie das zierliche Prachtstück, sie machte Sonnette und Lieder darauf und sang sie dem Geliebten mit unnachahmlicher Zartheit vor. Die geschmeichelten Härchen saugten die süßen Klänge mit Entzücken ein, und da sie, wie bemerkt, nicht nur in der Oberlippe, sondern tief in seinem Herzen wurzelten, so wurzelte sich allmählig auch die Liebe zu der reizenden Künstlerin fest, und Herr von Ypsilon war halb und halb entschlossen, trotz allen baronisirten Vorurtheilen, die Dame seines Herzens zur Gemahlin zu erheben.

An einem schönen Junitage hatten mehrere Badegäste eine gemeinschaftliche Lustfahrt nach einem be-

nachbarten Vergnügungsorte, der an das eigentliche Riesengebirge angrenzte, unternommen. Unter diesen war auch der Baron mit seiner Geliebten. Dort angekommen, vertheilte sich die Gesellschaft in einzelne Partieen zu kleinen Fußwanderungen, und unser Pärchen hatte sich bei dieser Gelegenheit, den Nachtigallen nachgehend, ein wenig vereinsamt. Welch' süße Einsamkeit! Die Vögel sangen anakreontische Lieder, die Blumen hauchten schwärmerische Düfte, und der selige Baron verspürte bereits, nach dem Beispiele seiner Dulcinea, einen leisen Anflug von Verklärung. Der verschmitzte Amor, dieses berücksichtigend, führte die Glücklichen etwas tief in's Gebirge. Süßer Schauer durchwaltete die grüne Nacht; die alten Eichen umarmten sich, fest und treu, für Jahrhunderte; ringsum lagerten die blauen Berge, ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit; dort auf dem lichteren Raume, einen Mcossitz umringend, blühten Violen, weiß und blau, als lächelnde Zeugen der Gegenwart. Mit stillschweigender Uebereinkunft nahmen die Liebenden Platz. Dicht neben ihnen sprudelte eine Quelle und hüpfte mit heiterer Melodie über die glatten Kiesel; hier ragten die Felsen höher und weiterhin senkten sich liebliche Abgründe in ein lachendes Tempe. Eine ferne Nachtigall klagte ihr Liebesleid und stimmte die Lauschenden zur süßesten Extase. — Der Ort war so romantisch-heimlich, so ernst-freundlich, so ganz geschaffen,

der Vertraute der Liebe, der stille Zeuge heiliger Gelübde, und was sonst noch in diese Sphäre gehört, zu sein, daß Rosaura nicht hätte Rosaura sein müssen, wenn sie in solch' geeigneter Umgebung die Gelegenheit zu einer romantischen Förmlichkeit mit Hand und Mund, die sich so natürlich und ungezwungen darbot, hätte unbenutzt vorübergehen lassen. Nachdem sie den Geliebten durch allerhand geeignete Zauberformeln bereits in ein romantisches Schweben und auf den Punkt gebracht hatte, wo die heiligsten Gelübde einem wie Milch und Honig über die Lippe fließen, da fragte der Ueberschwängliche mit schmelzender, herzgewinnender Stimme, der er jedoch einen leisen Anklang von Schalkheit zu geben wußte, ein moderner Romeo:

„Wobei soll ich Dir schwören? — bei'm Lichte Deiner Augen? bei der Reinheit Deiner — Stimme, bei meinem Selbst?" —

„„Bei Deinem Bärtchen!"" antwortete Rosaura mit heiterer Schwärmerei.

Und der Baron, stillsinnend, als ob er der Bedeutsamkeit dieses Schwures nachdenke, blickte der lieblichen Zauberin in das glanzvolle Auge, dann aber, ermuthigt und entschlossen, sprach er:

„Wohlan denn, ich schwöre Dir Treue, bei meinem Bä — bei meinem Bart und bei — Rübezahl!"

Ein paar tüchtige Ohrfeigen, die so recht apro=

pos von links und rechts angeflogen kamen, vollendeten den Zauber, und der geisterhafte Appendix des Schwures stand mit einem Male, in schrecklicher Wirklichkeit vor ihren Augen.

Nachdem er sich auf eine furchtbare Weise geräuspert hatte, sprach er mit dröhnender Stimme, folgendermaßen:

„Elender Geck, der Du mich zu deinen Allfanzereien citiren willst, Du magst vorerst die Härchen Deines erbärmlichen Bartes, ohne ihn abzuscheeren, zählen lernen, damit Du doch gelegentlich erfährst, was ein solcher Schwur zu bedeuten hat, und nicht eher ruhen und rasten sollst Du, bis Du oder Deine Dame, die richtige Zahl gefunden. Dann möge der Rübezahl abgebüßt sein und der Herr vom Berge wird Euch in Gnaden gewogen bleiben; guter Abend!"

Mit diesen Worten, recht als ein Heldenintriguant gesprochen, schob der Schreckliche ab, und wie aus den Wolken gefallen starrten ihm die Liebenden nach, wobei der Zauberblick der schönen Rosaura sich etwas unheimlich gestaltete. Die Ohrfeigen, womit der Baron so unverhoffterweise honorirt wurde, waren, wie leicht zu denken, ziemlich stark geadelt, und es hätten zur Noth die sechszehn Ahnen eine heilsame Erschütterung davon verspüren können; das Zählexempel aber erschien den Beiden, nachdem sie allmählich zur Besinnung gekommen, bei Weitem weniger schwer-

fältig und gewichtig als die Geadelten, und Dame Rosaura machte sich, um ferneren Unannehmlichkeiten vorzubeugen, gleich daran, dem beohrfeigten Sponsen, dessen Wangen in einer nie erlebten Röthe glühten, das verhängnißvolle Stutzbärtchen abzuzählen. Es war so klein und zierlich, daß jedenfalls ein paar Minuten zur Vollendung des Liebesdienstes hinreichten. Während sie nun zu zählen begann, überfiel sie die, allerdings sehr natürliche Lust, das niedliche Bärtchen nebst seiner Nachbarschaft zu küssen, und sie konnte der neckischen Spielerei gar nicht satt werden, weshalb sie freilich immer wieder von vorn zu zählen anfangen mußte. Ein Weilchen reichte ihre Geduld noch hin, aber späterhin erschien ihr die sonderbare Aufgabe doch nicht so leicht als sie gedacht; immer schwieriger wurde sie jetzt, und zuletzt war ihre alle Küßlust vergangen. Es flimmerte ihr vor den angestrengten Augen, Angst und Beklemmung überfiel sie; es war ihr, als wenn die unschuldigen Härchen wie feine Schlangen züngelten und ihr das Blut aus den Fingerspitzen saugten. Dem unglücklichen Baron floß bei diesem Manoeuvre der Angstschweiß von der Stirn, das Blut stieg ihm glühend in die Wangen und die zurückgebliebenen Ohrfeigen versichtbarten sich dadurch auf eine grausenerregende Weise. Es war ein herzzerreißender Anblick!

Die Dämmerung brach allmählig herein, und

ohne die fatale Aufgabe gelöst zu haben, mußten sich die Armen zu der Gesellschaft zurückbegeben. — Wie anders war es, als sie die heitere Waldflur herwärts durchwandelten: Da lächelte die Natur so froh und unschuldig und schien die Seligkeit ihrer Herzen nachzuempfinden und tausendfach nachzuklingen, jetzt aber däuchte es ihnen, als wenn Alles, Himmel und Erde, Baum und Strauch, Vogel und Wild, abscheuliche Bärte bekommen hätte und ihnen höhnend damit entgegengrinzte.

Mit schwerem Herzen hatten sich die Liebenden, in Warmbrunn angelangt, gute Nacht gesagt und die Lösung der unglückseligen Aufgabe auf morgen festgesetzt. — Rosaura, als sie in ihrer Wohnung angekommen, unterließ es zum ersten Male, ihre Nachbarschaft durch den Wohlklang ihrer Stimme in einem heiteren Abend- oder Gutenacht-Liedchen zu erfreuen, sie vermied selbst die Hausgenossen und hatte ihrer Zofe nicht ein einziges kleines Abentheuer zu erzählen. Unter dem Vorwande, sich nicht wohl zu befinden, begab sie sich zur Ruhe, aber kein Schlaf wollte ihr die ermatteten Augen schließen. Sie zählte mit bangem Herzklopfen die bleiernen Stunden und Viertelstunden ab, und ach, an jede Minute schien sich ein Bärtchen anzuhängen, das auch abgezählt werden wollte; — es war die schrecklichste Nacht ihres Lebens.

Dem armen Baron ging's noch bei Weitem schlimmer. Kaum war er in seiner Behausung angelangt, als er auch ohne Weiteres seinen Bedienten in's Wirthaus jagte und ihm befahl die ganze Nacht herumzuschwärmen. Sobald er allein war, stellte er sich, mit einem Dutzend Gläsern bewaffnet, vor den Spiegel und fing an zu zählen. Aber ach, jetzt schien ihm die zierliche Haarrabatte seiner Oberlippe wie ein düsterer, verworrener Wald; die Pomadenfleckchen daran glotzten ihn an, gleich scheußlichen Nachteulen. Er suchte sich zu fassen, begann dieß und das, aber jeder neue Versuch schlug fehl. Es war ihm nicht möglich, auch nur sechs Härchen nach Ordnung und Vernunft zusammenzubringen, und dennoch vermochte er es nicht, von der entsetzlichen Beschäftigung abzulassen. Halbverzweifelnd warf er sich endlich auf sein Bett; der Kopf brannte ihm, sein Herz schlug, als wollte es die Brust zersprengen und der Bart, der sonst so weiche und schmiegsame, stachelte ihn wie vergiftete Pfeile. Ein Rad der wildesten Visionen durchstürmte seine Phantasie; halb eingeschlummert, erschien ihm Rübezahl, ein scheußliches Traumbild, und krächzte ihm mit höhnender Stimme entgegen: zähl! — Er raffte sich auf, rang nach Fassung, nach ruhigem Bewußtsein, und wankte nach dem Spiegel. Auf's Neue wurde gezählt — vergeblich! er begann es zum hundertsten Male und gab es zum hundertsten Male trostlos

auf. Und wiederum warf er sich aufs Bett und wieder jagte es ihn auf. So ging es fort. Jetzt war es ihm, als wenn die Härchen Eiszapfen würden und aufthauten; die kalten Tropfen fielen auf seine Brust und machten ihm das Herz erstarren. So schlich endlich der Morgen heran. Todtermattet, kleidete er sich an, aber die Angst trieb ihn, wie ein gejagtes Wild, hinaus in's Freie. — Die Vögel kreischten und zwitscherten: zähl, zähl deinen Bart! die Wasser rauschten zähl! die Lüfte summten zähl! und Bartzähler! Bartzähler! hallte es verhöhnend von Osten und Westen.

So abgehetzt kam er, als die Sonne schon hoch stand, zu Rosaura. Ein bleiches Jammerbild wankte ihm das schöne Mädchen entgegen; ihr erster Blick galt nicht ihm, sondern seinem — Barte; aber dennoch lächelte ihr Auge, als wolle es sagen: die Liebe überwindet Alles!

Das Frühstück wurde servirt; die Unglücklichen berührten nichts.

Rosaura's Finger, nur gewohnt durch die goldenen Saiten zu gleiten, zitterten jetzt, als wenn tausend Pulse darin schlügen, über der Lippe des Geliebten, der mit krampfhafter Angst den Kopf festzuhalten sich mühte. Die armen Härchen, die zum ersten Male in ihrem Leben keine Pomade bekommen hatten, schienen das entsetzliche Verhängniß zu begrei-

fen, denn sie sahen ganz blaß und verschmachtend aus, sich selbst nicht mehr ähnlich.

Stunden vergingen, Tage und Nächte voll bitterer Qual. — Da betete endlich in der Angst seines Herzens der verzweifelte Baron zu seinem Schutzgeist, er möchte ihm helfen und retten in dieser furchtbaren Noth; aber sein Schutzgeist war ein armseliger, lederner, mit Dummheit pomadisirter Schutzgeist, der allenfalls eine Liebesintrigue zu dirigiren und aus einem Menschen einen Affen zu machen verstand, aber etwas zu zählen, zu berechnen, das ging über seinen Schutzgeistberuf. — Doch Amor, der kleine spitzfindige Schalk, schlug sich auch diesmal erbarmend in's Mittel; er brachte Rosauren auf den guten Einfall, von Minute zu Minute eine mögliche Zahl auf's Gerathewohl zu nennen — und endlich errieth sie die richtige. Das fühlte sie an ihrer erleichterten Brust; es war ihr als wenn ein Lufthauch mit dem Namen der Zahl die entsetzliche Last hinweggeweht hätte, und in demselben Augenblicke war auch der Baron von der fürchterlichen Qual erlöst.

Sein Schutzgeist erschien ihm die folgende Nacht im Traume und nannte jetzt ebenfalls die richtige Zahl der Haare seines Stutzbärtchens, die er, obwohl er sie nur dem Liebesgott weggeschnappt hatte, für die eigene Berechnung ausgeben wollte; der Schutzbefohlene wußte es ihm aber keinen Dank, er gab ihm

vielmehr, sammt seinen vornehmen Thorheiten für immer und ewig den Abschied, indem er einzig und allein die Liebe als den treuen Genius seines Lebens anerkannte.

Als die Entsühnten jetzt abermals bei einer ähnlichen Veranlassung, eine kleine Pilgerschaft in's Gebirge machten, fanden sie sich mit einem Male auf demselben Platze, der für sie so verhängnißvoll geworden war, und ehe sie sich noch darüber aussprechen konnten, stand Rübezahl vor ihnen. Jetzt aber war es ein schöner, freundlicher Jägersmann. Mit herzlicher Vertraulichkeit hatte er sich den Liebenden zu erkennen gegeben und sprach unter Anderem mit der Höflichkeit eines Weltmanns:

„Ich hatte Ihnen eine böse, fatale Büßung auferlegt, nicht sowohl aus Tücke als aus Wohlwollen. Ich hoffe, Sie sind von alle dem modischen Unsinn, der eine wahre Liebe gar nicht aufkommen läßt, für immer befreit. Jenen Schwur, Herr Baron, werden Sie treulich halten und nicht vergessen, bei wem sie geschworen. Das Stutzbärtchen, welches Sie jetzt mit Ehren tragen können, möge Sie jeden Morgen an ihr Gelübde erinnern. — Und Sie, reizende Nachtigall, vergessen Sie den Groll, den Sie vielleicht noch gegen mich hegen, und vergönnen Sie mir, in einem heiteren Liedchen Ihr ausgezeichnetes Talent zu bewundern."

Rosaura sang, aber so schön, so leicht und reizvoll hatte sie noch nie gesungen. Der Gnomenkönig, um sich ihr freundlich zu bezeigen, verlieh ihrer Stimme das lauterste, reinste Metall, wie es keiner deutschen Sängerin gegeben, die nicht mit Rübezahl im Bunde steht. — Das also war das Mährchen vom Stutzbärtchen.

Schluß-Parenthese.

Fräulein Rübezahl.

Es ist in der Geschichte des Gnomenkönigs, soviel ich darin zu Hause bin, der Gnominnen keine Erwähnung gethan, mit denen der große Fürst doch gewiß einigen zärtlichen Verkehr gehabt hat, es müßte denn sein, daß diese Erzgöttinnen zu spröde und gefühllos gewesen wären, um der Liebe eines so genialen Geistes werth zu sein. Dann freilich ist es ihm nicht zu verargen, daß er sich mitunter zu den irdischen Schönen gehalten, die, soviel mir bekannt, die Sprödigkeit nur so lange besitzen, als sie nach ihrer Meinung, ihnen zur Zierde und zum Putz gereicht. Der Herr Berggeist war auch nicht immer so übel mit ihnen daran, als weiland mit jener Prinzessin, die ihm arglistiger Weise entfloh und ihn für alle Ewigkeiten zum Rübezahl gemacht hat — im Gegentheil, er hatte, wie wir's in der ersten Parenthese gesehen, bei den Erdentöchtern ein ganz übertriebenes Glück. Aber dennoch waren selbst die Schönsten nicht vermögend, ihn auf lange zu fesseln. — Seine Hauptliebschaft hatte er mit einer Fee, von der es

aber nicht ganz erwiesen, ob sie eine heidnische, oder christliche gewesen ist. Selbige Fee hieß Amönitas und besaß allen Liebreiz des Körpers und der Seele, welcher einen Mann auf die Dauer beglücken kann. Das sah auch der Herr vom Berge ein, und die reizende Dame brachte ihn endlich, wenn gleich nicht ganz ohne Schwierigkeit, auf den Punkt, dem wilden Junggesellenleben für immer Valet zu sagen. Kurzum, er heirathete die Fee. Aber ach, nachdem der erste Rausch der Flitterwochen verflogen war, da bekam er schon einen leisen Anflug von Reue. Das Uebel wurde immer ärger, kleine Zwistigkeiten wechselten allgemach mit der ewigen Liebe ab, und zuletzt gab es regelmäßig des Tages ein paar häusliche Zänkchen. Wir wollen aber durchaus die Schuld nicht auf Herrn Rübezahl allein schieben, es dürfte vielmehr der größere Theil derselben der Madame Rübezahl zur Last fallen. Als eine geborene Fee, hatte sie natürlich einen starken Hang zum Ueberirdischen, welcher dem Herrscher der Unterwelt, begreiflicherweise, total zuwider war. Aber dennoch ließ er es nicht zum Aeußersten kommen. Er hoffte, daß Dame Amönitas ihn mit einem Sohne beschenken würde, den er, falls es ihm einmal belieben sollte, sich sterben zu lassen, den Scepter des Gnomenreiches abtreten könne. Aber leider Gottes wurde diese herrliche Hoffnung vereitelt. Statt eines robusten Sohnes legte ihm die Fee ein

zartes Töchterchen an's Herz. Und, wie es gewöhnlich der Fall ist, so kam auch hier mit dem einen Unglücke noch ein zweites. Das holde Mägdlein nämlich war gerade in jener unglücklichen Stunde geboren, nach welcher aus ihr weder eine unterirdische noch eine überirdische Vollkommenheit werden konnte, sie war mit einem Worte nichts besseres und nichts schlechteres als ein holdes, liebreizendes Menschenkind. Das aber war dem Herrn vom Berge ganz über den Spaß. Er brach jetzt total mit seiner Gemahlin und ließ sich durch den Oberpriester der Gnomen in aller Ordnung von ihr scheiden. — Die schöne Madame Rübezahl verließ nun sammt ihrem Töchterlein die Unterwelt; ihre Liebe aber für den treulosen Mann konnte sie, trotz seines schnöden Entsagens, nicht verabschieden. Sie hoffte, daß vielleicht die Zukunft sein böses Herz versöhnen werde.

Ihr Töchterchen, dem sie den Namen Eidli gegeben, wollte sie dereinst, wenn auch nur menschlich, recht glücklich machen. Aber ach, die Gestirne sagten ihr, daß das süße Kindchen den kecken und übermüthigen Geist ihres Herrn Papa's geerbt habe, der mit der angebornen Sanftmuth und dem Liebreize, den sie von der Mutter erhalten, in gefährlichem Kampfe stehe. Nur dadurch, daß das Kind in Armuth und Demuth erzogen werde, könnte der böse Geist ihres Herzens überwunden werden.

Die edle Dame beschloß deshalb, sich der Mutterrechte für die Jahre der Kindheit ihres Töchterchens zu entäußern, um es später, als ein durch Armuth und Noth geläutertes Wesen wahrhaft glücklich zu machen.

Sie ersah sich zu diesem Behufe einen armen Bergmann, der schlicht und fromm, wie er war, selbst der Dürftigkeit und Armuth eine heitere Seite abzugewinnen wußte. Er war der Vater mehrerer Kinder, die er bei allem Fleiße seiner eigenen Hand, und bei der steten Geschäftigkeit seiner Frau doch kaum zu ernähren wußte. Aber dennoch ließ er den Muth nicht sinken, blieb heiter und gottvertrauend, auch wenn es ihm noch so übel erging. —

Einst hatte der ehrliche Golo, so hieß der Bergmann, einen Ritter durch den Wald geleitet, und kam erst gegen Mitternacht zurück. Es war ein böser Spaziergang. Der Herbstwind pfiff ihm sein wildes Concert um die Ohren und die Nacht war so finster, daß er kaum die Hand vor'm Auge erkennen konnte. Wie freute er sich deshalb, als er endlich von der Höhe herab die trauliche Fackel in seiner Hütte flackern sah, in welcher er, als er näher gekommen, seine lieben Kinderchen erkannte, wie sie noch munter um den Tisch herumsaßen, inmitten die Mutter, die ihnen durch Erzählungen von Mährchen und Abentheuern die Zeit verkürzte. Das pflegte sie gewöhnlich

zu thun, wenn der Vater spät ausblieb, um die Aengstlichkeit ihres Herzens zu zerstreuen und gutes Muths zu sein. Derweilen kam der Bergmann heran. Er versuchte es, die äußere Thüre leise zu öffnen, um die Seinen froh zu überraschen; da entfiel ihm sein Wanderstab; er bückte sich, um ihn aufzuheben, konnte ihn aber nicht alsobald finden. Indem sah er etwas Weißes schimmern; und siehe, es war ein lebendiges Kindlein, weich gebettet und vorsichtig verhüllt.

„Ei," dachte Golo, „das ist eine schöne Bescherung für einen armen Bergmann!" und damit hielt er das kleine Geschöpf in den Lichtschein, der aus dem Fenster kam; es schlummerte gar sanft und bewegte das rosige Mündchen zu einem Lächeln, als wolle es sagen: nimm mich nur getrost, Dein Hüttchen hat noch Raum genug für mich. D'rob kam eine freudige Zuversicht über Golo; vertrauend blickte er zum Himmel, wo der treue Vater wohnt, der die Seinen beschützt in den Pallästen wie in der Hütte, und er dachte nicht mehr daran, daß er arm sei. Da lichteten sich die Sternlein aus den dunkelen Wolken; ein goldener Schein umschwebte das kleine Wesen und eine hohe, liebliche Frauengestalt stand vor ihm, welche Niemand anderes als Madame Rübezahl war.

„Nimm das Kind, Golo," sagte sie, „und zieh es so väterlich und sorgsam auf als ob es Dein eigen wäre. Es ist ein Mägdlein und heißt Eidli. Ich

bin eine mächtige Fee und habe gute Gründe, warum ich die Kleine gerade Dir vertraue. In ihrem Herzen wohnen zwei Geister, der Geist des Uebermuths und der Geist der Milde. Ich will deshalb, daß sie in Armuth lebe, damit sie würdig werde des Reichthums, daß sie demüthig sei, auf daß ihr der Stolz zieme, daß sie sich nach Liebe sehne, um die Liebe zu lernen. Nur dann wird sie glücklich sein in sich selbst: der Uebermuth wird zur Milde und ihr stolzes Herz zur lieblichen Rose. Wenn der Zauber gelöst ist, seh' ich Dich wieder.

Und damit entschwand die schöne Gestalt; die Sterne verhüllten sich wieder in dichte Schleier und der Nordwind peitschte den Wald. Golo wußte nicht ob die Erscheinung Traum oder Wirklichkeit gewesen. Von den Worten der Fee hatte er nichts begriffen, als daß das Mägdlein Eidli heiße. — Er öffnete nun die Pforte und trat ein. — Welch freudiges Willkommen! welch' Staunen und Drängen um den Vater, als er den Seinigen den kleinen Gast entgegenhielt. Erst konnte der ehrliche Golo gar nicht zu Worte kommen. Seine Frau aber beschwichtigte die Ueberlauten, und nun erzählte er das sonderbare Begegniß, schlicht und einfach. Mutter Trude betrachtete freilich mit bedenklicher Miene das muntere Häuflein ihrer Kinder, dem sich so unvermuthet noch ein Ueberzähliges beigesellen sollte, fand sich aber, wie gewöhn-

lich, ohne Widerspruch und mit freundlichem Sinne in das Unvermeidliche. Sie theilte das Bettchen des kleinen Hanno, ihres Lieblings, in zwei Hälften und legte das neue Schwesterchen hinein. — Die kleine Sippschaft wurde allmählig zur Ruhe gebracht und dann noch Manches hin und wieder verhandelt, wobei sich die beiden Eltern gegenseitig durch herziges Wort und erbauliche Sprüchlein ermuthigten. Zuletzt begaben sie sich so froh und zufrieden zu Bett als wenn ihnen wunder welch' herrliches Geschenk in dem Kindlein zugekommen wäre. — Es war noch nicht Tag, da begann schon Jüngferchen Eidli einen gewaltigen Lärm zu machen; sie schrie und stampfte in dem engen Bettchen gar unbändiglich, so daß es dem kleinen Beischläfer endlich unheimlich wurde. Und nun begann ein entsetzliches Schreiduett mit immer erneutem da capo. Der gute Bergmann, der sonst wohl ein wenig zu grollen pflegte, wenn seine wilden Rangen keine Ruhe halten wollten und ihm sein Morgenschläfchen verkümmerten, hütete sich jetzt wohl, ein unzufriedenes Wörtchen zu verlauten, und war noch einmal so sanft und freundlich gegen die Hausfrau, damit diese ja nicht ungeduldig werde. Und sie wurde es auch nicht. In der ersten Zeit machte ihr Eidli freilich genug zu schaffen und die gemeinschaftlichen Schreiereien mit dem kleinen Hanno weckten sie täglich aus dem schönsten Schlafe, späterhin aber, da die bräuchlichen

Besänftigungen doch nichts halfen, kümmerte sie sich nicht weiter darum, und es kam endlich so weit, daß die beiden Eheleutchen während des gewöhnlichen Morgenconcerts nur um so erquicklicher schliefen, und wenn dieses ja einmal ausblieb, gewissermaßen von dem Stillschweigen ihrer Kleinen geweckt wurden.

Eidli's erste Kindheit verstrich, ohne daß sich dabei etwas Besonderes ereignet hätte. Das Mägdlein wurde größer und mußte zuletzt in ein eigenes Bettchen gebracht werden, weil sich der kleine Bergmann seiner Bettgenossin mitunter sehr unangenehm machte, indem er ihr die schönen Locken zerzauste und die zarten Wangen zerkratzte. — Eidli aber war ein Wunderbild von kindlichem Liebreiz; jeder Tag entfaltete feinere Züge und lieblichere Gedankenblumen in ihrem süßen Augenpaare. Wenn man sie dann betrachtete, so glaubte man nicht anders, als sie sei ein verjüngter Engel der Sanftmuth und Liebe, und dennoch war sie ein wahrer Ausbund von Wildheit und keckem Wesen, das dem lieblichen Aeußeren ganz widersprach. Dabei entwickelte sie eine ungemeine Klugheit und Schärfe des Verstandes, die bei einem so zarten Alter fast unheimlich wurde. — Die Eltern waren anfangs stolz auf den Besitz dieses Wunderkindes, doch späterhin, als dieses ihr eigenes Denken und Wissen beschämte, da wünschten sie oft heimlich und ohne daß sie sich's selbst gestanden, die kleine Pflegetochter möchte doch

eben so schlicht und einfältig sein, als ihre eigenen Kinder, oder diese womöglich in der bescheidenen Tugend noch übertreffen. Ihr Wunsch ging aber nicht in Erfüllung. Eidli blieb nicht allein so klug, sondern sie wurde noch bei Weitem klüger und umsichtiger.

Sie war jetzt ohngefähr in dem Alter, wo die Kindheit in das jungfräuliche Leben, gleichsam aus der Ferne hinüberlächelt. Ihr Körper aber war zart und kindlich und man mochte sie eher noch für jünger halten, als sie war. Nur in Blick und Wesen spiegelte sich jenes wunderbar Geistige, das ihr Alter längst überflügelt hatte. Man durfte es sich durchaus nicht herausnehmen, sie noch als Kind zu behandeln; ihre Eltern und Geschwister hatten sich in dieser Hinsicht eine ganz eigenthümliche Umgangsweise angewöhnt, aber Fremde, die von ohngefähr jenen Fehlgriff thaten, mußten's ihr dann sehr bitter entgelten. Bei solchen Gelegenheiten, brachte sie ihr außerordentliches Talent, Jemand auf ganz unvermuthete Weise zu beschämen oder lächerlich zu machen, gewöhnlich an den Mann.

Die Schönheit der jungen Bergmannstochter war in der ganzen Nachbarschaft bekannt, und viele ritterliche Herren und edle Damen, vorzüglich aus den nahen Schlössern, ließen sich herab, die arme Bergmannshütte zu besuchen, um die reizende Eidli gleich=

sam auf Grund und Boden kennen zu lernen, wo sie zu solcher Lieblichkeit gediehen sei.

Die kleine Jungfrau aber mochte von solchen Besuchen nicht viel wissen; sie benahm sich dabei gewöhnlich so stolz und unzart, daß selbst ihre keckſten Bewunderer verschüchtert wurden. Am allerwenigsten mochte sie es leiden, wenn man sie, nach dem modernen Ausdrucke, gnädig behandelte. Sie wußte dann die gnädigen Herrschaften ganz wie von ohngefähr, durch ein unschuldig hingeworfenes Wort, oft bis in das Innerste zu verletzen, und zerstörte damit jedes günstige Vorurtheil. Diese Charaktereigenthümlichkeit der Kleinen erklärt es hinlänglich, daß Niemand daran dachte, das reizende Kind den dürftigen Verhältnissen zu entziehen, so wie es aus demselben Grunde zu den Seltenheiten gehörte, daß Jemand, des Kindes halber, der armen Familie ein Geschenk oder irgend eine Erleichterung ihrer beschränkten Lage zukommen ließ.

Eidli's ältere Geschwister, worunter ihr ehemaliger Schlafkamerad, konnten allerdings durch mancherlei Arbeit schon etwas für die häuslichen Bedürfnisse beibringen, allein die kleineren Spätlinge des gesegneten Ehepaares ließen dieses noch immer nicht viel zu Athem kommen. Auf eine freundliche Vermittelung der Fee hatten sie ganz verzichtet. Aber dennoch ließen's die braven Eltern dem schönen Töchterchen nicht entgelten; sie wurde unter ihren Geschwistern am sorg-

samsten gepflegt und gewissermaßen als ein Festtags-kind betrachtet. Eidli jedoch hatte für alle diese Aufmerksamkeiten nur selten ein freundliches Herz; sie liebte weder ihre Eltern noch Geschwister, und war überhaupt in ihrem ganzen Wesen zu hochgestellt, als daß eine begründete Innigkeit hätte statt finden können. Der Mutter begegnete sie ohngefähr wie ein erwachsenes Fräulein der vormaligen Amme und den Vater behandelte sie wie einen alten redlichen Diener, gefällig und herablassend, wenn er sich ihren Wünschen und kleinen Begehrnissen fügte.

Nur zuweilen tauchte aus ihrem Herzen ein weiches Gefühl hervor und gewann über den angebornen, unkindlichen Uebermuth den Sieg; dann aber erschien an ihr Alles in wunderbarem Einklang; sie glich einem Engel an Liebreiz und Huld. Die Eltern hegten für sie eine gewisse zärtliche Scheu und Ehrerbietung, die sich auf das Rührendste kund gab, wenn Eidli's freundlicher Genius erwachte.

In ihren Beschäftigungen und Zeitvertreiben war das wunderliche Mädchen fast ein Jüngling. Sie kleidete sich nach ritterlicher Art, trug einen Helm, den sie aus dünnen Weidengerten geflochten hatte und schmückte diesen mit bunten, schwankenden Federn; eine Rose oder eine andere Blume als Agraffe fehlte nie. Ihr ärmlich Kleidchen wußte sie geschickt herauszuputzen und ihm das Ansehn eines zierlichen Wap-

penrocks zu geben. Ihre Locken ließ sie, nach Männerweise, ungeschmückt über die Schultern herabfallen. Im Bogenschießen war sie so geübt, daß sie kaum ihres Gleichen fand. Mit einem Triumphe, den das sanfte Gesichtchen förmlich Lügen zu strafen schien, brachte sie der Mutter je zuweilen ein blutendes Vöglein, mit dem Bedeuten, es ihr zu einer recht leckeren Mahlzeit zuzurichten. — —

Einst kam sie ziemlich spät des Abends von ihren gewöhnlichen Streifereien nach Hause; sie setzte sich stillschweigend auf das Fensterbänkchen und lächelte so sanft und freundlich in sich hinein, daß sich die Mutter ein Herz faßte und ihr wegen des langen Ausbleibens einige Vorwürfe machte.

„Hm,“ sagte Eidli, „ich glaube selbst, es ist nicht ganz recht und ziemlich und dennoch kann ich nicht anders. Sieh, Mütterchen, ich will Dir's sagen, was mich hinaustreibt — die Sehnsucht nach meinem Geliebten. Den Wald auf den Bergen denk' ich mir als eine weite unermeßliche Burg und das ist die Wohnung meines Bräutigams.“

Dem Vater, der eben sein Abendbrod verspeißte, blieb schier der Bissen im Munde stecken vor Schrecken und Verwunderung, daß sein wildes Töchterchen schon einen Geliebten habe, und den Wald zu ihrer Burg mache, um darin recht ungestört mit ihm ihr

Wesen zu treiben. Die Mutter getraute sich nicht, weiter zu fragen.

„Glaubt ihr denn, daß ich kein Gefühl habe," fuhr Eidli fort, „o, ich habe ein weicheres, zärtlicheres Herz als Ihr Alle. Freilich, Ihr könnt nichts lieben, als was Euch angeboren und zur Gewohnheit geworden ist, aber für mich ist eine solche Liebe zu arm. Einen König muß ich lieben, ein Land, ein ganzes Volk; ich dächte wohl eine Krone zu verdienen."

Die erschrockenen Eltern beruhigten sich wieder; soviel wenigstens merkten sie aus diesem Gespräche ab, daß es vor der Hand noch keine Gefahr habe.

Eidli hatte während der letzten Worte das kleine Fenster aufgeschoben und ließ sich von dem Nachtwind die Locken kräuseln. Drauf hub sie in einer wunderbaren Weise das Liedchen an zu singen:

Ihr Lüfte, so kühl in der Nacht,
Ihr Stern' in so glänzender Pracht,
Ihr Wälder, so hehr und so traut,
Nennt mich eine Königsbraut!

Komm, Liebster, und gieb mir die Kron',
Ich schenk' Dir mein Herz zum Lohn,
Viel Liebe hab' ich darin,
Komm, Trauter, und nimm es hin.

Glück auf! Du hast mich erwählt,
Ich bin Deinem Lande vermählt,
Ha, fühl', wie mein Kuß Dich beglückt,
Ha, schau, wie die Krone mich schmückt!

Dann schob sie das Fenster wieder zu, und ohne die Gegenwärtigen weiter zu beachten, wandelte sie mit stolzen Schritten nach der Schlafkammer, als wenn darin ein Thron ihrer harre. Die erstaunten Eltern glaubten wirklich einen goldenen Schein um ihre Locken zu erblicken. Lange blieben sie stumm, als scheuten sie sich, in Eidli's Nähe ihre Gedanken gegenseitig auszutauschen. Sie hatten sich bis zur Mitternacht mit geräuschloser Arbeit beschäftigt. Da erklang, wie aus der Ferne, eine sanfte, feierliche Musik; welche die Melodie jenes Liedchens wiederholte. Eidli sang es im Traume nach. Als die Töne verhallt waren, stand eine hohe, schöne Frauengestalt vor den erstaunten Bergleuten. Golo erkannte sie jetzt als die Fee, die ihm vor Jahren erschienen war, als er Eidli vor seiner Thür gefunden hatte.

„Du hast mein Wort erfüllt, ehrlicher Bergmann," so sprach die geheimnißvolle Dame, „und der Zauber ist gelöst. Ich bin die Fee Amônitas und Euer Pflegling meine Tochter. In Eurer dürftigen Waldhütte ist ihr besserer Geist erwacht. Ich habe ihr die Ahnung eines hohen Berufes in den Sinn gegeben. Morgen ist der Tag der Entscheidung. Ein junger König wird sie finden und lieben und alles Leid wird versöhnt sein. Die Treue und Liebe, die Ihr Eidli bewiesen, wird eine Fürstin vergelten. Diese Rose flechtet ihr morgen in das Haar; sie ist

mein Brautgeschenk; kleidet sie fein und sorglich und legt ihr um die Stirne dieses Band mit Diamanten; es ist das Zeichen, woran sie der unbekannte Geliebte ihres Herzens erkennen wird. Und damit Ihr auch meiner gedenkt, nehmt diese Lilie; so viel Kinder Ihr habt, so viel Perlen blühen jeden Morgen in ihrem Kelche; diese Perlen sind kostbar und werden das Glück der Eurigen begründen. Bleibt redlich und fromm, wie Ihr es bisher wart und meine Freundschaft wird Euch nimmer fehlen; lebt wohl!"

Ein glänzender Schein umfing die schöne Gestalt; abermals erklang jene wunderbare Melodie, und aus dem Kämmerchen tönte Eidli's Gesang, halb leise, als wenn sie träume. Die Erscheinung war verschwunden, die Lilie aber bezeugte es, daß sie kein leeres Traumspiel war.

Der Morgen glänzte herauf und schmückte die erwachende Natur mit feurigen Blumen. Der ernste Bergwald schien heiteren Sinnes zu sein und sein düsteres Rauschen klang wie ein fröhliches Lied. Die Sonne leuchtete ihren ersten Gruß durch das helle Fenster der Bergleute, da trat Eidli aus ihrem Kämmerchen, noch ungeschmückt, aber schön wie ein Engel des Tages. Die kalte Miene, die ihr sonst eigen war, hatte sich in bescheidene Anmuth verwandelt, ihre

Wangen blühten wie entzückte Frühlingsrosen, um ihren Mund spielte ein geheimnißvolles Lächeln und ihre Blicke waren verklärte Gedanken.

„Schmücke mich, lieb Mütterchen,“ sagte sie so sanft und bescheiden, wie sie nie gethan, „damit ich recht schön werde. — Thust Du es auch gern? — Ich weiß es, ich habe Dich oft gekränkt, aber es thut mir leid. Deine Liebe, die doch höher ist als alle Klugheit, hatte ich für gering geachtet; nun bereue ich's, und will es wieder gut machen; vergib mir!“

Der treuen Mutter standen bei diesem Geständniß die hellen Thränen in den Augen, und Vater Golo verzog das Gesicht, um seine Rührung zu verbergen. Der gute Mann hatte ein gar weiches Herz, aber er schämte sich fast, es zur Schau zu tragen. Als ihm Eidli die Hand reichte, küßte er sie mit zärtlicher Demuth und doch zugleich mit einem gewissen Stolze, zu welchem ihn die seltene Gunstbezeigung seines Töchterchens berechtigte.

Nach dieser Ceremonie, die sich in dem ärmlichen Stübchen sonderbar genug ausnahm, begann die Mutter Eidli's Locken zu scheiteln und flocht darein die herrliche Rose, welche sie von der Fee erhalten hatte. Sie war noch so frisch und duftig wie gestern und nahm auf Eidli's Haupte einen glänzenden Schein an, der sich auf dem lieblichen Antlitz noch schöner wiederspiegelte.

Allmählich erwachten nun auch die übrigen Genossen des Hauses und traten, Eins nach dem Andern, in das enge Stübchen, das gewöhnlich des Morgens einem kleinen Feldlager zu vergleichen war. Doch heute benahmen sich Alle, groß und klein, fein still und friedlich. Die ältern Geschwister gingen an häusliche Geschäfte, die jüngeren stellten sich in ein Eckchen und blickten mit zärtlicher Verwunderung auf die schöne Schwester.

Zuletzt, als Alles wohl geordnet war, legte die Mutter dem liebreizenden Töchterchen noch das diamantene Band um die Stirne, und die edlen Steine daran wetteiferten an Glanz mit den schönen Augen der kleinen Jungfrau, die nun wie eine Königin des Frühlings dastand und mit schalkhafter Würde sich bewundern ließ. Jetzt aber, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, ergriff sie ihren getreuen Bogen, steckte einen Pfeil in den Gürtel und war im Begriff, das Hüttchen zu verlassen. Auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um und sagte:

„Leb wohl, lieb Väterchen und Mütterchen; lebt wohl, ihr Brüder und Schwestern, ich geh' heute auf die Jagd, um ein Königsherz zu treffen."

Mit gespanntem Bogen verließ sie die kleine Hütte. — Die Eltern und Geschwister blickten ihr staunend nach. Als ob sie Flügel hätte, so schnell erreichte sie die höchsten Felsspitzen und verschwand zuletzt

in die Nacht des Waldes. Das Dickicht aber lichtete sich, wohin sie wandelte; reizende, mit Blumen umkränzte Pfade entstanden vor ihren Augen und breiteten ihr weichstes Moos unter die zarten Füße; die Singvögel des Waldes flatterten ihr nach und das Wild ging ihr freundlich zur Seite. So kam sie auf einen freien Berggipfel; wilde Rosen blühten um ein kleines Felsstück, das, wie ein natürlicher Thron, die schöne Jägerin zum Sitzen einlud. Sie that es. Dann kam ein weißes Reh aus dem Walde, blickte hinüber und herüber, als ob es Jemand suche, und als es mit den hellen Augen Eidli erkannte, da kam es fröhlich heran, legte sich vor ihr nieder und schien vergnügt, daß das liebliche Mädchen ihre Füße auf seinen Rücken stellte. — Von ohngefähr blickte Eidli in die Luft; dort gewahrt sie einen dunkelen Punkt, der immer größer und deutlicher wurde und sich endlich als ein stolzer Vogel erkennen ließ; es war ein entflohener Falke. Er schwebte näher und näher in immer niederen Kreisen, als wolle er die holde Waldfürstin erst aus der Ferne bewundern, dann aber schien er sich rasch zu entschlißen, schoß wie ein Pfeil herab, glitt aber sanft auf Eidli's Schulter, nicht anders, als sei dies sein eigentlicher Platz. Eidli liebkos'te den freundlichen Vogel und das Reh zu ihren Füßen blickte wie neidisch zu ihr auf; doch sie streichelte es mit den weißen Händen und das sanfte Thier war

wieder versöhnt. Indem sie noch mit den Beiden auf solche Weise liebkosend wechselte, ertönte aus dem Walde eine herrliche Jagdmusik, der Falke flatterte auf, als ob er kein gutes Gewissen habe, ließ es aber d'rauf ankommen und blieb geruhig in dem Schutze der Schönheit. — Die Musik kam näher und näher. — Da öffnete der Wald seine grünen Pforten, und heraus trat eine glänzende Jägerschaar zu Fuß und zu Roß. Viel stattliche Ritter und Herren bildeten einen wohlgeordneten Zug; in ihrer Mitte leiteten zwo schön geschmückte Jungfrauen ein weißes Pferd, das mit goldenen und reichgestickten Stoffen bedeckt war. Zur linken Seite desselben ritt ein schöner, schlanker Ritter, mit stolzer Haltung. Jetzt theilte sich der Zug und die Musik begann eine sanfte, feierliche Melodie.

Eidli betrachtete dieß Alles als etwas Erwartetes ohne Verwunderung, aber mit einer stillen, herzinnigen Freude. — D'rauf bildete sich ein Kreis um ihren Felsenthron, die Ritter stiegen von ihren Rossen ab, und breiteten einen glänzenden Baldachin über Eidli's Haupt. Der junge schöne Ritter aber, der nichts Geringeres war als ein Prinz, hielt der holdseligen Eidli eine Rede aus dem Stegreife, in der er seine ungeheure Liebe, die ebenfalls aus dem Stegreife war, auf eine rührende Weise veroffenbarte.

Die schöne Eidli erkannte in dem herrlichen Jünglinge, wunderbarerweise, wirklich den Geliebten ihrer

Gedanken, und sie erröthete dabei so überaus reizvoll, als ob sie schon ein paar Jahre darauf studirt hätte. Obgleich ihre Lippen das süße Gegengeständniß noch nicht aussprachen, so war dieß auch ganz überflüssig, denn ihre himmlischen Augen sprachen ja deutlich genug. Der Prinz küßte ihr die Hand und Wange, denn ihre Lippen waren ihm vor der Hand noch zu heilig, dann stellte er sich in die Mitte der glänzenden Versammlung und sprach folgende, wahrhaft königlichen Worte:

„O möchtest Du doch, herrliche Fee, die Du meinem Lande solch' liebliche Fürstin erwählt hast, die sichtbare Zeugin dieses seligen Augenblickes sein!"

Da verklärte sich der Himmel; unter wundersamen Molodieen schwebte die Fee Amönitas auf einer Rosenwolke hernieder und brachte der süßen Tochter ihren mütterlichen Seegen. Der junge Prinz, den sie sich zum Eidam erwählt hatte, war der Sohn eines ihrer ehemaligen, aber aus Rücksichten verabschiedeten Geliebten, dessen Andenken sie wenigstens in der Vereinigung ihrer Kinder noch liebend bewahren wollte.

Der Herr vom Berge, der überall und nirgends zu Hause zu sein pflegte, hatte unsichtbarerweise die ganze Verlobungsceremonie mit angesehen, und war von dem unerhörten Liebreiz der Fräulein Rübezahl so entzückt, daß er sich vor Rührung nicht mehr zu halten wußte. Er versichtbarte sich als ein schöner

und vornehmer Herr, gab sich seiner Fräulein Tochter und der übrigen Versammlung zu erkennen, und nahm seine Gemahlin wieder zu Gnaden an. Das Ganze bildete eine herrliche Familienscene.

Die prinzliche Braut bestieg nun das weiße Roß, ihr zur Seite der herrliche Bräutigam, und mit Sing und Sang bewegte sich der Zug in ein benachbartes Schloß, wo Zauber und Wirklichkeit sich auf das Vollkommenste vereinigten.

Nach Jahr und Tag wurde die Vermählung gefeiert. Die ehrlichen Bergleute, deren Lilie sich auf das Wohlwollendste bethätigt hatte, waren zu den Festlichkeiten eingeladen und nahmen in der Nähe der liebchen Braut einen Ehrenplatz ein. Eidli aber wurde bald darauf, nachdem der Vater des Prinzen selig entschlafen, eine Königin; als solche war sie ganz Sanfmuth und Milde, und jene geweihete Rose, das sinnbildliche Brautgeschenk ihrer Mutter, blühte, wie ihre Tugenden, stets frisch und unverwelkt. Wohl fühlte sie es, daß es schön ist, eine Königin zu sein, doch sie erkannte es, daß Liebe die Krone aller Kronen ist und Treue ihr kostbarster Diamant.

Der Herr vom Berge steht mit seiner Madame Rübezahl noch heute im besten Vernehmen; sie hat ihn jetzt in Folge seiner Gnade mit einem Sohne beschenkt, der den höchst ästhetischen Namen Zimper-

kerl erhielt. Die außerordentlichen Schicksale dieses Gnomenprinzen, behalten wir uns vor, anderwärts zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und mit diesem Versprechen sind unsere Parenthesen geschlossen. Wir kehren jetzt zu dem Herrn von Strilla zurück.

Die Genesungsreise.

Die homöopathische Methode, durch Erzählungen vom wirklichen Rübezahl den eingebildeten auszutreiben, hatte Herrn von Strilla allmählig wieder zu sich selbst gebracht. Und damit verlor sich denn auch das Vergnügen, welches er an den zeither so beliebten Mährchen gefunden hatte. Die Dämmerstunden nahmen deshalb, gleich ihm, einen natürlicheren, mehr der Wirklichkeit angehörenden Charakter an. Nur Eduard und Agnes schwebten, wie sich das von selbst versteht, zuweilen ein wenig über der Atmosphäre. — Im Ganzen genommen also, und wenn man kleine Abschweifungen seines Geistes nicht in Betracht nahm, konnte der Baron als hergestellt betrachtet werden. Nur das Riesengebirge war ihm noch etwas stark an's Herz gewachsen. Er äußerte deshalb sehr oft den Wunsch, recht bald einmal eine Reise in das „romantische Land" unternehmen zu können. —

Der Arzt, der immer gern nach einem Systeme verfuhr, sah wirklich eine solche Reise als eine, der früheren Behandlung ganz entsprechende, Nachkur an, und suchte die Baronin, die gegen das Riesengebirge

wenn auch nur deshalb eine Antipathie hatte, um, wie in den meisten Dingen, das Widerspiel zu ihrem Gemahl zu sein, allmählig für seine Ansichten zugänglicher zu machen. Er stellte dabei den Besuch von Carlsbad, der sich ja recht eigentlich mit dieser Gebirgsreise verbinden lasse, als ein reizendes Bild des Vergnügens und der Zerstreuung voran, versicherte sie zugleich, daß die Nymphe des dortigen Brunnens sich ganz vorzüglich heilsam für sie erweisen, und, eine siegreiche Amazone, gewisse Molesten, von denen die Gnädige seit einiger Zeit wieder frequentirt zu werden scheine, total aus dem Felde schlagen werde. Das gab den Ausschlag und brachte die Baronin zum Entschluß. —

Das freudige Losungswort: „nach dem Riesengebirge!" welches der Doctor zuerst auszusprechen sich vorbehalten, versetzte, wie leicht zu erachten, den guten Baron ganz außer sich. — Von jetzt an hatte er keinen anderen Gedanken mehr als die Reise; alle seine Wünsche, seine Begriffe und Erwartungen verstiegen sich in's Riesenhafte. Sonderbar genug aber war es, daß er, vermittelst einer sehr natürlichen Ideeenassociation, zwischen dem Riesengebirge und Rübezahl, des Letzteren, wenigstens dem Namen nach, nie mehr Erwähnung that. Entfernte Anspielungen fielen zwar noch vor, sie schienen aber von dem früheren Irrsinn um Vieles abzuweichen. —

Dem weltklugen Arzte, der aus dem Krankenzimmer auch gern ein wenig nach anderen Richtungen seine Aufmerksamkeit zu lenken pflegte, war die stillaufblühende Liebe zwischen Eduard und Agnes nicht unbemerkt geblieben. Nachdem er sich also von der wahrscheinlichen Mitreise des Fräuleins unterrichtet hatte, wußte er es, schlau genug, so einzuleiten, daß auch Eduard, schon aus ärztlichen Rücksichten, zu der Gebirgsreise als Chevalier d'Honneur mit eingeladen werden mußte. Als Agnes dieß erfuhr, vermochte sie fast ihre Freude darüber nicht zu bergen, und ein wahrhaft zärtlicher Blick des Dankes belohnte den gütigen und unaufgeforderten Herzensvermittler auf das Vollkommenste.

Die Vorbereitungen zu der in vieler Hinsicht so bedeutungsvollen Reise brachten jetzt in die Eintönigkeit des zeitherigen Lebens eine muntere, höchst wohlthuende Abwechslung. Die Baronin hatte fast immer ihren guten Tag, der sonst nur für den Gesellschaftssaal aufgespart wurde, und ihr Gemahl durfte, außer den Stunden der Toilette, in denen schon seit geraumer Zeit jeder Besuch, selbst für ihn, verpönt war, eines stets gnädigen Antlitzes gewärtig sein.

Allmählig thürmten sich die Schachteln und Kisten, worin die weiblichen Liebenswürdigkeiten und Modetalismane sorgfältig eingeschlichtet und eingepuppt waren, zu geheimnißvollen Pyramiden, deren Hiero-

glyphen von den Priestern und Priesterinnen des guten Geschmacks in dem hoffnungsreichen Carlsbad entziffert und zum lieblichsten Verständniß gebracht werden sollten. Auch Agnes, deren Mitreise nun gewiß war, tändelte mit mancherlei kleinen Anordnungen, mit der Wahl ihrer Putz- und Schmucksachen und was sonst noch in diese anmuthige Sphäre gehören mag, manch' freundliches Stündchen hin, und sah sich bereits in reizenden Metamorphosen inmitten der glänzenden Badecirkel mit kindlicher Eitelkeit voraus. Mit kindlicher? — nicht ganz, aber gewiß mit liebenswürdiger. Ihre Eitelkeit hatte ja seit Eduard's Hiersein eine Seele bekommen, und diese Seele war ihr Herz.

Das ergötzlichste Bild aber gewährte jetzt ohnstreitig der Baron. Mit ernst-freundlicher Miene saß er Stunden lang vor der Landkarte und betrachtete, still sinnend, die schattirten Gebirge, die für ihn einen so unerklärlichen Reiz hatten. — Er glaubte aus jedem zufälligen Strich, aus jedem mehr oder minder auffallenden Punkte, auf die Eigenthümlichkeit der Gegend, auf den Wechsel der Oertlichkeiten und auf tausenderlei andere Dinge schließen zu können. Zuweilen mußte er selbst über seinen fingirten und aus der Luft gegriffenen Scharfsinn lächeln, fing aber in jedem müssigen Augenblick das sonderbare Gedankenspiel wieder von vorn an.

„Es ist doch nicht denkbar," so sprach er bei

einer ähnlichen Veranlassung zu dem gegenwärtigen Arzte, „es ist doch nicht denkbar, daß z. B. die Höhe eines Berges, die Construction verschiedener Felsen, die Windung eines Thals und Anderes nichts weiter sei, als reine Zufälligkeit. Denn dadurch, daß jede, ich meine jede scheinbare, Zufälligkeit, selbst in den kleinsten Verhältnissen, bedeutsam werden kann, ist schon der Begriff „zufällig" zum Theil vernichtet. Und was für großartige Zufälligkeiten wären dann in dem Riesengebirge aufgeschichtet! — bedenken Sie das! — O, glauben Sie mir, mein Herr, diese Berge, diese Riesenmassen, die Sie hier auf der Karte nur in leisen und ohngefähren Strichen angedeutet finden, sind kolossale, für den Menschenverstand unbegreifliche, Schicksalsverkettungen. — Wenn solch' ein Berg, solch' ein herrlicher, himmelantragender Berg, einen Gedanken fassen könnte, was müßte das für ein grandioser, herzerhebender Gedanke sein! — Und gesetzt auch, er könnte keinen Gedanken fassen, was doch durchaus noch nicht erwiesen ist, so können doch gar mancherlei Bilder, Gedanken und Wirklichkeiten darinnen, dahinter, um und neben ihm sein, welche man mit dem gewöhnlichen Auge nicht erkennt, aber selbst nur geahnt, wiederum eine neue Kette von Gedanken-Ahnungen erwecken, die zuletzt unseren Verstand, in wörtlicher Bedeutung, zum Stillstehen bringen. — Wir wollen uns übrigens nur an das

Wirkliche, an das Vorstellbare halten. Hinter diesem Koloß z. B. — können sie ihn erkennen? — stelle ich mir eine weithinschauende, blühende Landschaft vor, bevölkert mit fröhlichen Menschen und vortrefflichem Rindvieh — oder wollen Sie das leugnen, nur darum leugnen, weil Sie mit Ihren blödsichtigen Augen nicht hindurchschauen, nicht darüber hinwegblicken können? — Der Tod, die Grenzmarke des Lebens — Sie sind ja damit bekannt genug — ist es nicht ebenfalls solch' ein Riesenkoloß, den unsre Gedanken nicht zu durchdringen, nicht zu überflügeln vermögen? — und weil sie das nicht im Stande sind, weil jenen geckenhaften Denkern sich Ahnung und Gefühl zu einem Nichts verflüchtigt, treten sie hin auf den Markt und brüsten sich damit, daß sie blind sind, und lassen sich bewundern, weil sie nicht glauben können. Ich aber verachte dieses Geschmeiß von ganzer Seele, ich denke mir jedes Strichlein in dem Weltbuch der Natur, wie hier auf der Karte, bedeutsam, auch wenn mein Denken ein unauflösliches Räthsel bleibt, ich dünke mich ein Kind zu sein, ein glückliches, unschuldiges Kind, das in dem ehrwürdigen Riesengebirge die Ziegen weidet. Und bin ich deshalb zu tadeln?"

Der Arzt, der sich eben besann, auf diese sonderbare Rede eine Antwort zusammenzubringen, die den leicht Reizbaren nicht verletzen möchte, ohne ihm dar-

um Recht zu geben, wurde dieser Verlegenheit glücklich enthoben, indem der Baron mit einem kleinen Riesensprunge des Gedankens fortfuhr:

„Der Göthische Faust sagt irgendwo: zwei Geister wohnen in meiner Brust — er glaubt also an eine Art Dualgeister, ich aber glaube sogar noch an mehrere, an Pluralgeister, wenn Sie wollen, welche in ihrer Gesammtheit erst den vollendeten Menschen ausmachen. Diese Pluralgeister bilden in unserem Ich allerdings wiederum einen Dualismus, und zwar einen feindlichen, sich ewig bekämpfenden. Die Königin Vernunft ist zwischen ihm die einzig versöhnende Macht. Von jenen Pluralgeistern nun hat jeder Mensch, so groß oder gering er sein mag, einen Lieblingsgeist, mit dem er vorzugsweise denkt. Der eine z. B. hat einen mathematischen, weshalb er alle seine Vorstellungen gewissermaßen in Größen und Zahlen begreift; der Andere wieder hat einen malerischen Geist: er denkt am liebsten in Bildern und Farben. Die Dichter denken mit der Phantasie, gleichsam in ätherischen Farben, geistigen Bildern. — Einer der reinsten Geister, in edlerer Bedeutung, ist ohnstreitig der musikalische. In Tönen zu denken ist fast eine noch höhere Poesie als die der Dichter; sie bedarf keiner Worte. Die Liebe ist die Poesie des Herzens, und da Worte so ungenügend sind, sich ihren Gedanken anzuschmiegen, so dürften

wohl die Töne, gleichsam als innere Klänge, die geeignetste Gedankensprache der Liebe bilden.

„Süße Liebe denkt in Tönen“ — sagt Tieck, und dieses poetische Wort als Unsinn demonstriren zu wollen, wie es Uhland in einer Glosse, wenn auch nur scherzweise, versucht hat, ist eine Versündigung. Es liegt ein schöner, obgleich nur für das Gefühl verständlicher Gedanke darin. — Ueberhaupt läßt sich manche dichterische Schönheit nicht mit dem Verstande, sondern nur mit dem Gefühl oder der Phantasie begreifen, in welcher sie empfangen und geboren worden. — Erhabene Gedanke und liebliche Allegorieen, die sich aus den Meisterwerken berühmter Maler und Bildner herausfinden lassen, die aus den Melodieen herrlicher Tonschöpfungen verständlich werden, und sogar aus den durch Worte gebildeten Dichtungen, oft unerklärlich, hervorgehen, sind vielleicht selbst von dem Meister und Dichter nur unbewußt gedacht worden. Dieses unbewußte Denken ist gleichsam die unmittelbare Eingebung des Genius und kann nur von dem verwandten Geiste verstanden und wahrhaft gewürdiget werden. — Ton und Farbe, und selbst der Duft, sind, ohne daß sich's eigentlich mit Worten zergliedern läßt, auf das innigste verwandt. Die Farbe des Veilchens z. B. ist mit seinem Dufte gewissermaßen Eins; der Duft der Narcisse, der Hyacinthe würde ihm viel fremdartiger scheinen; und zu

diesem Veilchendufte und der Veilchenfarbe, kann man, wenn man nur sonst ein bischen Einbildung nicht verschmäht, auch einen entsprechenden, einen Veilchen ton finden, der meines Erachtens in der Flöte zu Hause ist. — Der Rosenduft findet den verwandten Ton auf jeden Fall in den höheren Tasten der Glasharmonika. Der Geschmack und das äußere Gefühl liegt bei weitem ferner, und wird mit den übrigen Sinnen gleichsam nur durch Verschwägerung verwandt. — Ich habe damit nur andeuten wollen, daß Dichter, Maler und Musiker nichts anderes als eine dreifache Einheit sind. Musiker und Musikanten muß natürlich streng geschieden werden. — Die Ausdrücke: Tongemälde, Farbentöne, und selbst die Bezeichnung „hell," welche sowohl Tönen als Farben eigen, scheinen in jenem Sinne erfunden zu sein. — Es ist eigenthümlich, daß im Traume die äußeren Sinne, die sich in Duft, Ton und Farbe, und vorzüglich in diesen letzeren, repräsentiren, gewissermaßen von einem inneren, universellen Sinne in Eins verschmolzen werden. Und gleichwie im Traume könnte die entfesselte Seele nach dem Tode ein gemeinschaftlicher Sinn sein. Doch — um wieder auf die Pluralgeister zurückzukommen — so sind allerdings nur die wenigsten Menschen, und selbst die Berufenen nur in geweiheten Augenblicken befähigt und gewürdiget, mit Hülfe jener höheren Geister zu denken. Die Meisten halten sich an

den Geist, der in dem Magen seine Residenz und in dem Gaumen sein Lustschloß hat, und dieser ist von jeher der Erzfeind seiner verklärteren Brüder. — Es lassen sich also die Werke der verschiedenen Dichter, je nach ihrem Lieblingsgeiste, am leichtesten beurtheilen und classifiziren. So hat Göthe gewiß am meisten mit der Königin der Geister, der Vernunft, gedacht und Gefühl und Phantasie mehr untergeordnet und zuweilen nur als Hülfsgeister gebraucht, während Schiller diesen letzteren einen bei weitem höheren Rang zugestanden und darum im Allgemeinen mehr zum Herzen spricht, weshalb er auch der Liebling aller edlen Frauen geworden ist. Jean Paul, und in anderer Hinsicht, Hoffmann, haben Gefühl und Phantasie, wenn nicht über die Vernunft erhoben, doch diese auf den Schwingen der ersteren oft so weit mit sich emporgetragen, daß es einer eigenthümlichen Stimmung bedarf, um ihre Werke in ihrer ganzen Schönheit zu empfinden. Es gilt dieß vorzüglich von Jean Paul. Man muß exaltirt sein, um ihn wahrhaft begreifen zu können. — Ich habe Ihnen, lieber Dokter, mit alle dem nur verständlich machen wollen, daß wie der Eine mit dem musikalischen, der Andere mit dem phantastischen Lieblingsgeiste denkt, ich am liebsten mit dem riesengebirgischen denke. — Mit diesem, der zu meinem Selbst gehört, wie Sie hoffentlich nicht in Abrede stellen werden, kann ich recht gut

in den Sudeten zu Hause sein, während ein anderer Geist von mir mit Ihnen Schach spielt und ein dritter, durch eine äußere Vermittlung, meinem Bedienten eine Ohrfeige versetzt. — Was sagen Sie dazu?" —

Der arme Dokter machte zu allen diesen Aufklärungen ein ziemlich unaufgeklärtes Gesicht, und war abermals um eine Antwort verlegen. Dieses Denken mit dem riesengebirgischen Geiste schien ihm jedoch mehr bedenklich als erfreulich.

„Offenherzig gestanden," fuhr der Baron fort, „sehne ich mich vorzüglich deshalb nach dem Riesengebirge, weil es das Heimatland meines Lieblingsgeistes ist. Da dieser zu oft und gleichsam wider meinen Willen dort verweilt, so entsteht dadurch eine Leere in mir, die das Gleichgewicht meines Denkens aufhebt. Denn wirklich kömmt es mir zuweilen vor, als wenn mein Verstand ein Weniges schwanke. Diesen wieder auf sicheren Fuß zu bringen, muß ich mich schon bequemen, dem abtrünnigen Geiste, oder wenn Ihnen das deutlicher ist, meinen eigenen Gedanken, nachzureisen. Schon die bloße Idee einer solchen Reise ist meinem ganzen Wesen außerordentlich wohlthuend und erquicklich, um wie vielmehr wird dieß der Fall sein, wenn sie in der Wirklichkeit stattfindet."

Der Arzt wurde durch diese letztere Erklärung, in welcher ihn der Ausdruck: „abtrünniger Geist" sehr beruhigte, noch mehr in seiner Ansicht bestärkt,

daß die vorhabende Reise auf den Baron einen entschieden günstigen Eindruck machen müsse, obgleich das wie und warum, wie bei den meisten Verordnungen der Art, ihm zur Zeit noch ein selbstaufgegebenes Räthsel war. Und dennoch handelte er nach Grundsätzen und Ueberzeugung!

Wir hoffen, daß jene Grundsätze, zum Preiße der leider noch zu vielfach angefeindeten Homöopathie, in der freundlichsten Auflösung des gegebenen Räthsels einen eclatanten Triumph feiern.

In der Frühdämmerung eines Sonntages nahm der Reisewagen, mit Allem wohl versehen, was Eleganz und Bequemlichkeit erheischt, den Baron mit seiner Gemahlin, nebst Eduard und Agnes in seine vertrauliche Räumlichkeit ein. Der Arzt, der den Eingestiegenen seine besten Wünsche mitgegeben, konnte nicht umhin, bei dem Nachblicke des dahinrollenden Wagens einige Reflexionen anzustellen. Und allerdings lassen sich schon an das bloße Wort „Reisewagen“ gar mancherlei bunte, freundliche und betrübte, langweilige und abentheuerliche Vorstellungen knüpfen. Ein Reisewagen, der den Bräutigam der Geliebten entgegenführt — welch' ein anmuthiges, welch' ein erheiterndes Bild! — Tausend liebliche Hoffnungen mit rosigen Flügeln spannen sich freiwillig davor, und wenn

sie auch das zögernde Räderwerk nicht schneller an's Ziel bringen, so tragen sie doch das Herz voraus. — Wie ganz anders aber erscheint dem nachweinenden Mädchen der Reisewagen, der den Geliebten, vielleicht auf lange Trennung, entführt! — sie sieht in ihm einen finsteren Geist, jenem Mährchen-Drachen vergleichbar, der keine Frist gestattet, kein Erbarmen kennt und um die bestimmte Stunde das lang' Gefürchtete verwirklicht. Und doch ist der Drache nicht so erbarmungslos. Dem Entführten scheint er ein tröstender, theilnehmender Freund; er hat ihm ja die süßesten Erinnerungen gelassen, die ihm den Trennungsschmerz allmählig verkosen, indem sie wieder zu Hoffnungen werden. — Der Reisewagen eines Buchhändlers — in der That, es mag sich ganz behaglich darin sitzen; er ist ja gepolstert mit elastischen Speculationen, gefüttert mit goldstrotzenden Erwartungen. Aber ach, welch' ein entsetzliches Gefühl muß es sein, wenn aus dem elastischen Sitz mit einem Male die tausendfache Zange eines Riesenkrebses hervorgreift und ihn in das Mark seines Lebens zwickt, wenn die goldstrotzenden Erwartungen seine ganze Equipage unter Wasser setzen. — Dann freilich möchte das Poetlein glücklicher zu preisen sein, welches mit leichtem Herzen daherschreitet, und aus der Ferne, im Strahle der Morgensonne, Leipzig vor sich sieht, den Markt der Literatur, wo dereinst, vielleicht bald, sein Name genannt wird, und

sein erstes Büchlein, wie er sich vorstellt, aus allen Fenstern friedselig hervorschaut und ihm, dem hundert und einmal Vorüberwandelnden, die süßesten Grüsse zunickt. — Und wenn es denn auch wäre, was an die Unmöglichkeit grenzt, daß auch seine Hoffnungen zu Wasser würden — ihn kneipt kein Krebs! — geruhig sitzt er auf seinem Manuscripte, das sich in dem befreundeten Elemente ganz wohl befindet, und schwimmt damit, den schlechten Geschmack der Zeit verlachend, in sein bescheidenes Dachstübchen, einer holden Putzmacherin gegenüber, zurück. — Der Reisewagen einer Sängerin — welch' ein ergötzlicher, nein, welch' ein wohlklingender Anblick! — Auf Tönen schwebt er heran, die Steine werden harmonisch, die erbärmlichsten Fahrgleißen hauchen langathmende, melodische Seufzer, jedes Lüftchen weht einen goldenen Lorbeerzweig heran — glückliche Sängerin! — Der Reisewagen eines vornehmen Dümmlings — mit Sturmesflügeln rauscht er daher — er kommt an — er ist da — die Wachen präsentiren, die Trommel lärmt — der Schlag fliegt auf — der Herrliche schwebt über ein paar Dutzend Bedienten herab und — gähnt!

Aber wahrhaftig, Sie gähnen auch, holdselige Leserin? — und wie! — zwei Reihen der schönsten Perlenzähnchen kann ich bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Reinheit bewundern; es ist kein Unglück ohne Glück. — Ohnedieß dürfen wir den Reisewagen unserer

Gesellschaft nicht ganz außer Acht lassen. Auf jeden Fall hatten seine Insassen eine ganz verschiedene Gedankenrichtung. Die Baronin hatte schon längst dem Riesengebirge den Rücken gekehrt und befand sich bereits in Carlsbad, inmitten der glänzenden Welt, in der sie sich heimisch fühlte. Sie flatterte ein Phönix der Mode, wenn auch etwas schwerfällig, von Vergnügen zu Vergnügen und fühlte sich durch die Gunst der Nymphe wie neugeboren und verjüngt. Ihr Gemahl hingegen schwebte, ein gewaltiger Aar, hoch über dem Kamme der Sudeten. Jeder dämmernde Hügel war ihm ein Gruß, eine verwirklichte Vorahnung seiner heiligen Berge. Agnes und Eduard wallfahrteten in Gedanken in das Land ihrer Träume, in das Paradieß der Liebe. Und die Glücklichen waren schon darin! — Aber der Kutscher — der ist ja die Hauptperson bei dem Reisewagen — hatte der auch einen Gedanken? — gewiß! er dachte: ist wohl die hübsche Dorette noch in dem Wirthshause, da und da, oder die schwarzäugige Mariandel, dort und dort, oder die blondköpfige Rosine — hopsa, hop! — das war ein Stoß! — und dem erschrockenen Denker auf dem Bocke waren die Doretten, Mariandel's und Rosinen mit einem Male aus dem Sinne. Doch genug der kleinen Abschweifung! — Wir begnügen uns damit, die Personen unseres Geschichtchens höflichst auf den Weg gebracht zu haben, machen, nach dem Beispiele

des Barons, einen Riesensprung voraus, und empfangen sie noch frisch und gesund im Angesicht der schlesischen Gebirge.

Es war ein heiterer Nachmittag. Die Sonne breitete ihr lichtes Gewand über die unüberschaubaren Wälder, die in ihrem vielfachen Grün, selbst ohne weitere Abwechslung, dem Auge wohl thaten. — Der Wagen bewegte sich noch in einer mit Buschwerk umkränzten Felsenge langsam aufwärts, jetzt aber öffnete sich der Wald und eine freie Höhe blickte herab, welche die anmuthigste Aussicht versprach. — Auf dem Gipfel, der so eben erreicht war, stand ein freundliches Gasthaus, das ringsum die Gegend beherrschte und einen eben so erwünschten als ergötzlichen Ruhepunkt darbot. Die ermatteten Rosse schienen schon durch den Anblick desselben sichtlich gestärkt, und ebenso that es den Aussteigenden wohl, einmal wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Die Aussicht war schöner und mannigfaltiger, als man sie sich gedacht hatte. Ringsum lagen viele Dörfer und Flecken, die mit ihren hellen Dächern wie rothe Lämmerheerden in den grünen Matten auszuruhen schienen. Die stattlichen Thürme derselben glichen den wachsamen Hirten. — Vor der Thüre des Gasthauses standen oder saßen in bunten Gruppen mancherlei Reisende, größtentheits den höheren und gebildeten Klassen angehörend, die, je nach ihrer Charaktereigenthümlichkeit, mit mehr oder

minder sichtbarem Vergnügen sich des Augenblicks, im wörtlichen Sinne, erfreuten. Eine Anzahl fröhlicher Studenten bildeten einen halbverhüllten Chorus. Es schien ihnen anmuthiger, vielleicht poetischer, die Gegend durch einen Schleier zu betrachten, weshalb sie denn aus ihren großartigen Pfeifenköpfen viel akademische Wolken hervorqualmten, und sich höchlich erfreuten, wenn die Geruchsnerven einiger Damen, die zufällig ihren Dunstkreis berührten, ein Weniges molestirt wurden. — Unter der übrigen Gesellschaft bemerken wir, wenigstens nach Zuschnitt und Haltung, einen Engländer, den die Landschaft mehr auf der Karte als in der Wirklichkeit zu interessiren scheint. Er läßt sich die verschiedenen bemerkenswerthen Punkte nach ihrer Richtung bezeichnen und sucht sie mit Hülfe seines Begleiters ziemlich mühsam auf der Karte nach. — Dort, jener junge Mann in der etwas lässigen, doch sauber gehaltenen Kleidung scheint ein Maler zu sein, der, um doch etwas an ihm festzuhalten, die Kunst nicht als Hofmeisterin der Natur, sondern als ihre edelste Schülerin liebt. Er versucht es, einige Blicke der Gegend zu skizziren, wirft aber ungeduldig ten Griffel weg, um die Freiheit des entzückten Auges nicht zu fesseln. Nur die Gesammtheit einer Landschaft, und vorzüglich in Berggegenden, begreift jenen eigenthümlichen Reiz, der das Herz erhebt und selbst den gedemüthigten Geist auf Augen-

blicke emporrichtet, das Einzelne vernichtet oder schwächt den Genuß. Und darum ist es schwer, im Bilde eine Landschaft geistvoll aufzufassen, worin der Reiz des Ganzen durch die Einzelheiten nicht verloren geht. Gleichwie in einem Portrait nicht die Aehnlichkeit der Züge es allein ausmacht, weshalb es als gelungen betrachtet werden kann, sondern die Seele, die daraus hervorblickt, so ist es auch bei der Landschaftsmalerei. Die meisten Bilder der Art sind seelenlose Aehnlichkeiten. In phantasirten Landschaftsgemälden begegnet uns deshalb jenes Etwas, was sich mit dem Ausdruck Seele am besten bezeichnen läßt, weit öfter als in den wirklich nachgebildeten; die Seele des Malers, die Phantasie, hat es ja geschaffen. — Aber sieh, welch' ein freundlicher, fröhlicher Herr! — Mit dem gefüllten Kelchglas in der Hand, ist es fast, als wolle er die herrliche Landschaft, welche der Künstler nachzubilden verzweifelt, in dem Weine abspiegeln lassen, um sie auf diese Weise trinkbar in seine Seele aufzunehmen. Fürwahr, diese Methode ist nicht ganz übel. — Er schenkt wieder ein — wie taktgemäß! — In seiner Hand wird die Flasche, die melodisch ihren goldenen Inhalt aussprudelt, ein neues musikalisches Instrument. Sollte der fröhliche Trinker vielleicht ein Virtuos sein? — im Trinken ganz gewiß! — aber die Flöte, die so vertraulich aus der Seitentasche seines Rockes heraus-

blickt, gleichsam als wolle sie die reizende Landschaft betrachten, um sie in Melodieen wiederzugeben, scheint unsere Vermuthung auch in der eigentlichen Bedeutung zu rechtfertigen. Wir zweifeln aber, daß sie nach der Theorie des Barons, mit ihren Veilchentönen, in dieser großartigen Natur ausreichen wird. — Bald aber hätten wir jenen Herrn übersehen, der sich auf eine ganz eigenthümliche Weise bemerkbar zu machen sucht. Wenn wir ihn, der stillschweigend, gleichsam in Gedanken versunken, auf der Terasse auf und nieder wandelt, jetzt stillsteht, plötzlich auffährt und jetzt wieder auf eine geniale Manier den Hut zurecht setzt, für einen Schauspieler halten wollen, so dürften wir, nach der Physiognomie seines Wesens beurtheilt, recht haben. — Wollen wir aber diesen Herrn, dessen Scharfblick in der Lorgnette beruht, dessen Seele nur in den Ellenbogen und Füßen bemerkbar wird, auch für etwas halten, so würde er es uns sehr übel nehmen, wir thun also am besten, wir halten ihn für gar nichts. — Aber hier — was ist das für ein zierliches Graumännchen? — sieht er nicht einem Gnomen ähnlich? — aha! — ein Mineralog, er klopft Steine! — Ihm würdig zur Seite steht ein ziemlich lang aufgeschossener Grünrock. Sein ganzes Wesen hat etwas Gemischtes, halb widrig, halb süß; — wie gedankenvoll betrachtet er die Blume in seiner Hand! — bewundert er ihre Farben? —

nein, er zählt ihre Blätter, aber er ist vergnügt! — was soll er mehr? — Also ein Pharmazeut, und seinem gemischten Benehmen nach, ein Apotheker! — O wir sind scharfsinnig, trotz manchem Romanschreiber, der es den Leuten schon aus der Ferne ansieht, weß Standes sie sind, wie viel Geld sie in der Tasche haben, ob sie protegiren oder protegirt werden, und was dergleichen mehr. — Aber Himmel, wir haben jene Damen noch nicht bemerkt! — nun, was bemerken Sie? — sie sind schön, sie sind häßlich, sie passiren — nichts weiter? — und doch, die Eine seufzte so eben: wie romantisch! — nur schade, daß hier, gerade in dem schönsten Grunde, solch' armseliges Dorf liegt; könnte da nicht eine reizende Villa herauf lächeln? — und dort, jener sanft aufkräuselnde Teich — ach, wenn ein Schwan darüber hinsegelte — „da kömmt schon einer gesegelt!" bemerkte der Lorgnettirte, „Sie dürfen nur wünschen, Holdseligste, und es ist da!" — Mein Gott, erwiederte Jene, welch' ein Anblick! — schrecklich! eine Gans! — „O weh, eine Gans!"

Wir haben nun einen flüchtigen Umblick der bunten Gesellschaft, zu der sich jetzt, bewillkommnend und bewillkommt, unsere Reisenden gesellten. Man wurde bald bekannt und vertraut, und vorzüglich war es der Baron, der, wenn auch nur durch leise Anknüpfungen, mit Allen in ein vertrauliches Verhältniß zu tre-

ten wußte. Er betrachtete gewissermaßen Jeden, der das Riesengebirge bereis'te, als mit ihm sympathisirend, und verfehlte deshalb bei Keinem den rechten Ton. Den Engländer, der die Karte so emsig prüfte, betrachtete er, wenn gleich aus falschem Verständniß, mit innigem Wohlgefallen.

Hier den Abend, der allmählig herannahete, unbenutzt zu verdämmern, schien Niemand räthlich, man beschloß deshalb, die Wagen einstweilen den weitumgehenden Fahrweg vorauszusenden, um ihnen dann auf dem weit kürzeren Fußpfade, der mancherlei anmuthige Partieen hatte, wieder zuvorzukommen. — Ein kleiner, sonderbarer Kerl, dem ein Bein nach dem Rücken zugewachsen war, der aber auf dem anderen sehr bequem und possierlich herumstelzte, ohne des Krückstocks viel zu bedürfen, bot sich zum Führer an. Schon der abentheuerlichen Figur zu Gefallen wurde er angenommen. Der possierliche Stelzbein sah aus als wenn er gar kein bestimmtes Alter hätte. Sein Gesicht glich dem eines robusten Bauerburschen, es war frisch und roth und doch hatte es einige Züge, die einem hundertjährigen Greise entwendet schienen. Sein breites Maul und die übrige Construction des Gesichts verlieh dem Kerlchen eine höchst ergötzliche Stupidität, und wiederum blitzte aus seinen kleinen Augen zuweilen solch' geistiger Strahl, daß man sich in seiner Nähe ganz dumm und albern

vorkam. Wenn Einer der Gesellschaft ihm freundlich begegnete, so sprach aus seinem Wesen eine wahrhaft erquickliche Gutmüthigkeit, die aber, wenn man ihn genauer betrachtete, nur der Bosheit zum Versteck zu dienen schien. Dem Dudelsacke, den der Kleine zu seiner Kurzweil und zum Aergerniß der Gesellschaft auf eine ohrenzerreißende Weise tractirte, entlockte er mitunter so liebliche Melodieen, oder eigentlich nur Accorde, daß es Niemand und selbst dem Virtuosen nicht einfiel, ihm das Dudeln zu verwehren.

Mit diesem originellen Führer also machte sich die Gesellschaft in der fröhlichsten Laune, ausgeruht und erquickt, auf den Weg. Man scherzte und lachte, witzelte und kos'te. Auch der Dudelsacksbläser gab mitunter seine Albernheit zum Besten, und dann gestanden sich einige der Herren, daß zuweilen ein Witz darin auftauchte, um den sie den kleinen Dummhut beneiden möchten. Die Studenten trieben anfangs einige Possen mit ihm, ignorirten ihn aber hernach, gleich den Uebrigen. Nur der Baron würdigte ihn seiner besonderen Aufmerksamkeit und Theilnahme. Als der kleine Springinsfeld sich an einem scharfen Steine gestoßen, daß der nackte Fuß stark blutete, da vergaß der gutmüthige Mann seinen Stand, er stillte ihm das Blut, und ohne Wahl band er ihm das feine Taschentuch auf die wunde Stelle. Aber nicht genug: als, trotz dem Verbande, es dem armen Kerlchen

sauer wurde, mit dem verwundeten Beine zu hüpfen, nahm er ihn ohne Umstände auf die Schultern und blieb, um sich keinem Gespött auszusetzen, ziemlich weit in dem Versteck der Bäume zurück. Es schien ihn auch Niemand zu bemerken, selbst als der Weg diese Begünstigung nicht mehr gestattete. Die Gesellschaft war indessen ziemlich laut geworden, man sang und lachte, und vorzüglich ließen sich's die Studenten angelegen sein, sich möglichst gar nicht zu geniren. Nur Eduard und Agnes waren schweigsam, und dennoch im schönsten Sinne seelenvergnügt. Ein solches Vergnügtsein ist nur den Liebenden eigen, denen das Gefühl ihrer Herzen noch ein Morgenroth ist. Sie wissen, es bedeutet die Sonne, zögern aber, das himmlische Licht heraufzurufen, durch Worte, durch das Geständniß. Das Morgenroth ist ihrer Seligkeit genug; es ist schöner, süßer verklärend als die wirkliche Sonne. Unausgesprochen ist das Geständniß am verständlichsten, es ist eine Sprache der Geister. Und wenn die Seelen sich einst, von anderen Körpern umkleidet, wiederfinden und wiedererkennen, so kann es nur liebend geschehn. Je reiner unser Gefühl, desto weniger bedarf es eines Bildes, eines Tones außer sich, weil es Alles in sich umfaßt und begreift. —

Der Stelzfuß hatte sich unterdeß von dem Baron wieder abschütteln lassen, aber Beide waren in eine Intimität hineingerathen, die sich über Sitte und An-

stand geradezu hinwegsetzte. Und jetzt, wo eben, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, eine augenblickliche Stille unter den Wanderern eingetreten, da erhoben der Baron und der Kleine mit einem Male, ordentlich als hätten's sie's vorausberechnet, ein so durchdringendes und gellendes Geschrei, daß die ganze Gesellschaft vor Schrecken auseinander stiebte. Nachdem sie aber wieder zur Besinnung gekommen, und über das tolle Benehmen recht laut und von Herzen lachen wollten, da bekamen Alle, wie sie waren, eine Art Mundkrampf, und die lieblichsten Damen, welche Stunden lang ein reizendes Lächeln vor dem Spiegel einzustudiren pflegten, schnitten die häßlichsten Gesichter. Die Baronin war wirklich gräßlich anzuschauen. Nur Eduard und Agnes hatten in ihrer stillen Liebesverzückung von der ganzen erbaulichen Scene auch nicht das Mindeste vernommen, weshalb zu vermuthen steht, daß sie auch von dem Mundkrampf verschont geblieben waren. Aber selbst die Bekrampften glaubten, nachdem das Unheil vorüber war, daß sie, als sie das entsetzliche Geschrei vernommen und sich gegenseitig auf eine so widerwärtige Weise Gesichter schneidend gesehen hatten, von ihren eigenen Sinnen geneckt gewesen wären und ließen's deshalb, ohne weitere Erwähnung, dabei bewenden.

Man kam jetzt an eine Stelle, wo sich die Wege kreuzten. Der Kleine war auf dem am meisten betre=

tenen vorausgeschritten und man folgte ihm. Als man aber ein Weilchen darauf fortgewandelt, da verlor sich der Pfad in unbetretene Grasplätze. Man sah sich ängstlich nach dem Stelzfuß um, aber der war jetzt weder zu sehen noch zu hören. Er hatte die werthe Gesellschaft, sammt dem Führerlohn, im Stich gelassen. Die Sonne war schon tiefer herabgesunken und das Mondlicht färbte sich leise in dem dämmernden Horizonte. Einzelne Wolkensegel flatterten durch die Luft und flaggten sich am Saume des Waldes dichter zusammen. Die Schwüle der Atmosphäre, welche fast drückend wurde, ließ baldigen Regen oder ein Gewitter befürchten. Man wollte wieder zurückgehen, aber es war fast dasselbe; kein Weg war erkennbar. Der Himmel umschleierte sich indeß immer dichter, und ehe man noch recht dazu kam, den Befürchtungen durch Worte Luft zu machen, säuselten schon einige Regentropfen auf das Gebüsch hernieder. An ein Obdach im schlimmsten Falle war hier nicht zu denken. Die Damen geriethen allgemach in eine sanfte Verzweiflung, die gesetzteren Herren beruhigten, der Engländer god=damte, die Gecken witzelten und Eduard und Agnes waren noch immer seelenvergnügt. — Am ärgerlichsten geberdete sich die Baronin, und warf ihrem Gemahle, der die romantische Grille, hinter den Wagen weg zu Fuße zu gehen, sehr begünstigt hatte, ziemlich gewitterhafte

Blicke zu. Der aber schien, ganz wider seine Gewohnheit, dießmal wenig oder gar keine Notiz davon zu nehmen. Sein ganzes Wesen hatte etwas durchaus Behagliches. Er trippelte mit einem schlauen geheimnißvollen Lächeln bald nach dieser, bald nach jener Seite, schnippte mit dem Finger, schnalzte und that, als hätte er etwas Wichtiges auf der Lippe, was er gern sagen möchte und doch wieder zurückhalten müsse. — Der Mineralog verklopfte seinen Aerger, und der Apotheker, der heute einige seltene Pflanzen gefunden, war im Voraus mit jeglichem Verhängniß versöhnt.

Mit einem Male wurde es ganz dunkel, ein lauer Wind erhob sich und wirbelte die von allen Seiten herbeifluthenden Nebelmassen immer fester zusammen, und mit dem Worte: „Aha!" wodurch der Baron seine bisherige Schweigsamkeit, und zwar auf eine sehr lustige Weise, unterbrach, schütterte ein tiefer Donner durch den schweren Luftraum. Das Signal zur lustigsten und ernsthaftesten Desperation war gegeben. Schon fielen die Tropfen stärker, und selbst die heldenmüthigsten Damen hielten die Fassung und Standhaftigkeit jetzt am unrechten Orte. Die Studenten waren durch den allgemeinen Aufruhr nur um so lustiger gestimmt, der Maler betrachtete das kleine Unglück als nothwendigen Schatten zu dem Lichtgemälde des Frohsinns, und der Virtuos phantasirte in Gedanken ein Cappriccio. — Die Baronin,

welche sich schon eine Zeit lang mit Zornblicken bewaffnet hatte, die aber bei der eingetretenen Dunkelheit durchaus ihre Wirkung verfehlt haben würden, vermißte ihren Gemahl. Auch Eduard und Agnes hatten sich schon ein Weilchen vergeblich nach ihm umgesehen. Auf wiederholtes Rufen erfolgte keine Antwort. Es war für die Angehörigen, schon aus anderen Rücksichten, eine ängstliche Situation. — Jetzt aber hörte man aus der Ferne seine Stimme. Alle waren erfreut, in der Hoffnung, daß er vielleicht ein Obdach aufgefunden habe. Es war dieß wirklich der Fall. Unfern des Weges, oder vielmehr des Unweges, aber ziemlich versteckt, war eine Köhlerhütte, in welcher der Baron die bedrängten Wanderer auf die freundlichste Weise empfing. — Welch Erschrecken aber für die Seinen, als er mit einem Male, auf den in der Mitte befindlichen Kohlenhügel sich stellend, in der ernsthaftesten Weise von der Welt, folgende Rede hielt:

„Seid mir gegrüßt, Ihr freundlichen Menschenkinder, in dieser dürftigen Waldhütte, und vor Allem gebt alle Aengstlichkeit und Verzagtheit auf. Ein großer und überaus gefälliger Geist steht Euch zur Seite; die Welt zwar kennt ihn durch mancherlei Mährchen, aber glaubt ihn nicht mehr, weil sie überhaupt in ihrer Aufklärung bis zu jener enormen Dummheit gekommen ist, gar nichts mehr zu glauben, sich selbst nicht mehr, was ohngefähr eben so viel ist, als

gar nichts. Aber dennoch will ich solche Abgeschmacktheiten zu vergessen suchen und Gnade für Recht ergehen lassen. — Sagt, wird's Euch nicht ganz sonderbar in meiner Nähe, fühlt Ihr nicht so ganz urplötzlich einen bis dato noch nie verspürten Anflug von Geist, eine gewisse, innerliche Electrizität? — Gesteht es offen, komme ich Euch, trotz dem, daß ich noch ziemlich menschlich aussehe, nicht etwas geisterartig und grauenhaft vor? — Betrachtet mich einmal aufmerksam, hat nicht meine Nase etwas Geheimnißvolles und Vielversprechendes, ist mein Blick nicht durchdringend wie ein Blitz, und umspielt meinen Mund nicht ein gewisses, gemüthliches Hohnlächeln? — Nicht wahr, jetzt geht Euch ein Licht auf, so dunkel es auch sein mag, ein herrliches Licht, eine Glorie, die mich umstrahlt? — Nun denn, sammelt Euren Geist, um es von meiner eigenen Lippe zu vernehmen, was Euch die bange Ahnung Eures Herzens sagt, was Euch der Wald entgegenrauscht, was der Donner verkündet — vernehmt es — ich bin — aber erschreckt nicht, das sollte mir leid thun — ich bin der edle, der großmüthige, der herrliche Rübezahl!"

Ein lachendes Bravo beantwortete diese erbauliche Rede, die Niemand für etwas Anderes, als einen, ganz passabel angebrachten Scherz hielt, welchen man sich, trotz der gegenwärtigen Unbehaglichkeit, um so eher gefallen ließ, da der umsichtige Baron doch we=

nigstens ein Obdach aufgefunden und sich dadurch Allen verpflichtet hatte.

Die arme Agnes hingegen zitterte bei dieser, für eine zärtliche und zartfühlende Tochter wahrhaft entsetzlichen, Scene, wie Espenlaub, und selbst Eduard mußte alle seine Fassung zusammennehmen, um womöglich die Täuschung der Gesellschaft nicht zu zerstören. Im Stillen aber verwünschte er alle Mährchen der Welt. Die Baronin lag bereits ein Weniges in Ohnmacht und überlegte bei sich, ob sie sich noch total hineinversenken, oder wieder zu sich kommen solle.

Der Pseudo-Rübezahl, der sich durch jenen Beifallsruf nicht sonderlich geschmeichelt fühlte, schwebte ebenfalls einige Augenblicke in Zweifel, ob er zürnen oder freundlich bleiben wolle. Aber sein gutes, rein menschliches Herz, das er, in Folge seiner Geistesverwirrung, so sehr verkannte, bestimmte ihn zu dem Letzteren, und er fuhr nun in einer gemüthlichen Weise fort, die ziemlich den Ton der Conversation annahm:

„Jetzt aber, werthgeschätzte Damen und Herren, thut mir den Gefallen und entschlagt Euch aller und jeder Besorgniß; erfreut Euch meines liebreichen und gnädigen Schutzes, und segnet das gute Geschick, welches Euch die Bekanntschaft eines der berühmtesten Geister der Welt verschafft hat. Ihr werdet Euch freilich von mir mancherlei schiefe Begriffe gemacht

haben, und ich bin es auch ganz wohl zufrieden, daß Ihr jene abgeschmackten Geschichten, die mich als einen Erztölpel schildern wollen, für Mährchen haltet. Ich werde zeigen, daß auch die Geister in der Kultur vorgeschritten sind. Aus diesem Grunde habe ich vorläufig ein sehr bescheidenes und humanes Aeußere angenommen und, um Niemand zu geniren, habe ich nur soviel Geist beibehalten, als zu einer erträglichen Unterhaltung gerade nöthig ist, was nicht viel sagen will. Ein künftiger Mährchenschreiber, wenn er nur halbweg den Comment versteht, wird mich gewissermaßen als meinen Doppelgänger schildern können, und den antiquen und modernen Rübezahl wohl zu unterscheiden wissen. Vor allen Dingen ist es zu unserem beiderseitigen guten Vernehmen durchaus nothwendig, daß Ihr an mich glaubt, und meine Würde wenigstens in so weit respectirt, als es die gute Lebensart erfordert, wie es denn auch von solchen vortrefflichen Menschenkindern gar nicht anders zu erwarten steht."

„Ew. Gestrengen" nahm darauf ein junger Fant das Wort, „hätten jetzt gerade die beste Gelegenheit, dem allerdings bankerotten Glauben an den Herrn vom Berge wieder aufzuhelfen, sobald es Ihnen nur gefallen wollte, etwas antique Großmuth mit moderner Galanterie zu vereinigen. Da Sie von jeher den Damen nicht abhold waren und vorzüglich die Gegen-

wärtigen so viel Huld und Zauber in sich vereinigen, so wird es Ihnen, als Wiedervergeltung, gar keine Ueberwindung kosten, die Bezaubernden ebenfalls durch einen angenehmen Zauber zu erfreuen. Sie dürften z. B. diese beruſ'ten Steine in duftende Rosensitze verwandeln und dieses elende Köhlerdach zu einem idealisirten Schweizerhüttchen umgestalten."

„Ach, bleiben Sie mir weg mit Ihrem Schweizerhüttchen!" sagte eine junge Dame; „wenn einmal idealisirt werden soll, dann sind wir auch würdig in einem Feenpallaste empfangen zu werden."

„Allerdings," bemerkte der Virtuos, „nur müßte ein ergötzliches Mahl, durchathmet von den feinsten Delikatessen, uns immer noch ein wenig mit der irdischen Welt zusammenhalten. Der feurige Sohn von Eperney dürfte nicht fehlen; die herzdurchströmende Liebfrauenmilch, der glühende Chamtole, und was sonst noch Eurer geistvollen Herrlichkeit, die selbst aus der irdischen Verwandlung noch überall durchschimmert, uns wenigstens in etwas näher bringen könnte, müßte im Ueberflusse vorhanden sein."

Dem Engländer schwebte der Hummersalat und Champagnerpunsch auf der Lippe. — Ein Jenaer Student bekam bei Erwähnung solcher geistigen Genüsse mit einem Male eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem berühmten Lichtenhainer Biere. „Ach, großmüthigster Herr Rübezahl," sprach er mit lechzender

Zunge, „wenn Sie Lichtenhainer schaffen können, echtes, abgelagertes Lichtenhainer, dann will ich an Sie glauben, so lange ich trinken kann, und will Sie für den ersten Apostel in der ganzen Welt halten!"

Die Wünsche des Mineralogen versteinerten sich, noch ehe sie ausgesprochen waren. — Der Pharmazeut wurde grün und gelb im Gesichte vor lauter Pflanzensehnsucht, und dem Schauspieler konnte man den Wunsch nach einem guten Engagement an der Stirne lesen, wo er alle Wochen etliche Abällino's zur Erholung spielen könne.

Auf diese Weise jagten sich die verschiedensten Wünsche, ausgesprochen oder unausgesprochen, und der Maler hatte vielleicht noch den gescheidtesten Einfall. Aus dem Mährchen von Musäus erinnerte er sich, wie Rübezahl zur Unterhaltung der geraubten Prinzessin ihre Freundinnen und Gespielinnen aus Rüben entstehen ließ. Und deshalb bat er im Namen der ganzen Gesellschaft und vorzüglich der Damen, die ihre geheimen Wünsche wohlweislich verschwiegen, um eine Schüssel Rüben, aus der man sich die entfernten Freunde und Bekannten nach Belieben herauslangen könne.

Die Damen errötheten auf die lieblichste Weise und der Baron schmunzelte mit einer unnachahmilchen Virtuosität. „Und Du, Eduard," sprach er mit

schlauem Lächeln, „bedarfst Du auch einer Rübe, aus der Du Dir irgend ein Liebchen herbeizaubern könntest?"

„Nein, nein!" antwortete dieser mit flammendem Auge auf die erglühende Agnes blickend — „ich bedarf keiner bezauberten Rübe" — und, wie von der Angst inspirirt, fügte er, alle Poesie verhöhnend hinzu: „denn die süßeste Rübe wurzelt in meinem Herzen!"

Alle lachten; — aber Agnes, die von der Romantik noch nicht angesteckt war, fühlte sich, des schlechten Bildes ungeachtet, höchlich geschmeichelt.

„Wohlan!" sprach der Baron, dessen Wahnsinn jetzt den Culminationspunkt erreichte — „ es geschehe, was Ihr begehrt!" — Er klopfte dreimal in die Hand, und Wunder über Wunder, das Unbegreifliche verwirklichte sich.

Die elende Hütte war ein leuchtender Feensaal geworden; die Decke, von unzähligen Diamanten überstrahlt, wölbte sich, auf prächtigen Marmorsäulen ruhend, über einer glänzenden Tafel, die in goldenen und silbernen Gefäßen das Herrlichste darbot, was das Auge erfreuen, das Herz erquicken und den Gaumen beseligen kann. Künstliche Blumen, aus bunten Edelsteinen gebildet, prangten in reichverzierten Vasen; liebliche Töne säuselten hernieder, und wunderbare Metallstimmen lös'ten sich ab in den lieblichsten Sangweisen.

Der erste Moment der Verwandlung war zugleich ein allgemeines, entzückendes Entsetzen. Alle blieben unbeweglich. Ihre Seelen waren wie durch einen Zauberschlag den Körpern entrissen, und die überwältigten Sinne waren gefesselt von einem seligen Starrkrampf. — Nur der Baron blieb sich gleich. — Er prüfte mit freundlichem Blick die Wunderdinge um und neben sich und schien befriedigt, ohne auch nur im Mindesten darüber verwundert zu sein. Mit frohem Erstaunen aber gewahrte er jetzt, sich gegenüber, den kleinen Stelzbein, der, gleich ihm, die ganze Herrlichkeit als eine Sache zu betrachten schien, die eben nichts Außerordentliches sei. —

Nachdem er nun die ganze Verwandlungsscene wohl geprüft hatte, und sein: „siehe da, es war Alles sehr gut,“ bestätigt fand, erhob er die Stimme zu folgenden Worten:

„Aber, Kinderchen, nun thut mir die Liebe an, und verwundert Euch nicht mehr. Das verspart auf ein andermal. Genießt was da ist, und freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“

Kaum gesagt, so überkam die ganze Gesellschaft ein ganz eigenthümlicher Geist. Das Staunen und Starren verwandelte sich zur ungezwungensten Fröhlichkeit, denn alle, selbst die sonderbarsten Wünsche fanden sich auf das Gewissenhafteste verwirklicht. Wir führen nur an, daß dem Schauspieler ein Engagements-

brief unter dem Teller lag, der seine kühnsten Erwartungen überstieg; die Rolle des Abällino, worin er debütiren sollte, lag gleich dabei; — o Seligkeit eines Schauspielers! — sie grenzt an das Grenzenlose! —

Dem kleinen Führer, der sich so recht eigentlich zur guten Stunde wieder eingefunden, wurde auf das Zuvorkommendste vergeben. Im Grunde genommen geschah es aus einer gewissen ängstlichen Scheu vor ihm, der man sich, sonderbarer Weise, nicht ganz erwehren konnte. — Die Glückseligsten unter der ganzen Gesellschaft waren Eduard und Agnes. Sie hielten sich, sie wußten selbst nicht, wie das gekommen war, so süß und traulich umfangen, als wenn sie, Gott weiß, wie lange schon, das Privilegium dazu hätten. — Die Baronin hatte, da ihr Gemahl sich so bewunderungswürdig consequent blieb und kein Affront zu befürchten stand, ihre Ohnmacht vollends aufgegeben, und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, an dieser Zaubertafel den Ehrenplatz einnehmen zu dürfen. — Nächst den Liebenden war der Virtuos ohnstreitig der Glücklichste. Er saß in einem Kranze krystallener Flaschen, worin die Geister des Frohsinns in goldenen und purpurnen Fluthen auf- und nieder tauchten. Lachende Gnomen-Bacchusse bedienten ihn mit munterer Geschäftigkeit und tausend Melodieen perlten mit dem feurigen Nektar in seine heitere, gemüthvolle Seele. — Und eben so war der Jenaer Student ganz

außer sich vor Freude; er trank ja Lichtenhainer! — aber so veredeltes, vergeistigtes, daß er es kühn dem köstlichsten Rebensafte an die Seite stellen durfte. Bei jedem Glase schwur er, daß sein Glaube an Rübezahl nun unerschütterlich sei. Die übrigen Studenten bildeten den Refrain.

Als sämmtliche Gäste schon ein Weniges illuminirt waren, erhob sich aus der Tiefe ein goldener Kessel mit den schönsten, frischesten Rüben. Die Damen hatten die Vorhand — und Wunder, die ganze Tafel war mit einem Male mit lauter Liebespärchen besetzt. — Der Virtuos sah noch zehn seiner geliebtesten Glaubensgenossen neben sich, und: „Herzensbrüderchen! — Seelenfreundchen! — wie in aller Welt, treffen wir hier zusammen?“ — stürmten hundert Fragen auf ihn ein.

„Zerbrecht Euch die Köpfe nicht!“ sprach der fröhliche Zecher! — wer wird sich auch Alles erklären wollen — schenkt ein und trinkt, und bildet Euch ein, wir wären im Himmel; auf der Erde, glaub' ich, sind wir ohnehin nicht mehr!“ — Es wurde angestoßen und wieder angestoßen und immer neue Rübengäste fanden sich ein, und immer lauter und tumultuarischer wurde das Entzücken.

Dem Baron, der bei allen diesen wunderbaren Scenen, die unter seinen Augen vorgegangen waren,

der Gleichgültigste, und gerade durch seinen Wahnsinn der Unbefangenste geblieben, war aber zu guter Letzt' das Allererstaunungswürdigste vorbehalten.

In der fröhlichsten Stimmung von der Welt, schwang er den Pokal:

„Nun, Kinderchen, trinkt meine Gesundheit!"

Da jubelten die Gläser wie Glockenton und Harmonikaklang: „der Herr vom Berge!" erschallte es von allen Lippen und ein unsichtbares Geisterchor hallte es tausendfach nach. — Mit heiterem Triumphe erhob sich der Gefeierte von seinem Thronsitz, um mit dem kleinen Stelzbein anzustoßen, den Niemand der Beachtung würdigte, so hoch er auch sein Glas empor hielt. — Aber vor Schrecken steht er erstarrt. — Denn Er, sein eigenes Ich steht ihm gegenüber und stößt mit dröhnendem Klange an seinen Pokal, daß er zertrümmert. — Entsetzen durchrieselt ihn; die Angst drängt ihm unwillkührlich das Wort auf die Lippen:

„Der Herr vom Berge!"

„Der Herr vom Berge!" antwortete sein Ich, „aber nicht Du, Du kleiner armseliger Baron, obgleich wir einander wie aus den Augen geschnitten sind. — Ich bin der Herr vom Berge, und glaubst Du es nicht, so laß' uns versuchen, wer von uns Beiden im Stande ist, ein Rübezahl zu sein!" — Ein fürchterlicher Donnerschlag — und im Moment

war Alles und Jedes, was an die vorige Herrlichkeit erinnerte, verschwunden. Das liebliche Feenschloß, die prächtige Tafel mit allem Zubehör war ein weites, unüberschaubares Rübenfeld, umleuchtet von dem Glanze der unverhüllten Abendsonne. Sämmtliche Gäste waren als Rüben in die Erde gewachsen. Auch der Baron fühlte sich mit beiden Beinen festgewurzelt und nur der Oberkörper behauptete noch seine ehemalige Gestalt. Mit Zittern und Zagen blickte er sich um, und zum erstenmale war er sich's bewußt, daß er wahnsinnig gewesen sei. Noch ehe er zum Ueberlegen kommen konnte, sah er den kleinen Stelzbein durch das Rübenland hüpfen, wie er hier und da eine Rübe herauszog und in seinen Hut legte:

„Zehn — zwanzig — dreißig —" so zählend kam er näher und schüttete sämmtliche Rüben vor den Augen des Barons auf den Boden. —

„Hier bringe ich Dir Deine Gäste," sprach der Kleine, „willst Du sie zählen — ich erlaube es Dir; aber sei versichert, es ist Niemand abhanden gekommen. — Die korpulente Rübe ist Deine Frau Gemahlin, dieß Eduard und Agnes; gib, ich bitte Dich, den zärtlichen Rüben Deinen Segen!"

Der Baron segnete ohne langes Ueberlegen die beiden seelenverwandten Rüben, welche vor Entzücken darüber ganz roth wurden.

Nachdem diese Ceremonie beendet war, verwan=

delte sich der Stelzfuß in einen wunderschönen, schlankgewachsenen Ritter, dessen Beine einen Zuschnitt hatten, wie ihn kein Theaterheld sich zuzulegen im Stande ist, und er sprach nun zu dem Baron, der sich allmählig entwurzelte:

„Du hast mich nun kennen gelernt und wirst mich als einen treuen Freund in Deinem Herzen bewahren, aus Deinem Kopfe aber, hoffe ich für immer verabschiedet zu sein!“

Dieß gesagt, ertönten Posthörner, Peitschen knallten, und der Baron erwachte, wie aus tiefem Schlafe. Da saß er in dem niedergeschlagenen Wagen neben seiner trauten Gemahlin, die ebenfalls aus einem kleinem Nick aufgeweckt zu sein schien, ihm gegenüber Eduard und Agnes, die aber sehr munter und freudselig ausschauten. Im Schimmer der sinkenden Sonne lächelte ihnen aus einem schönen Thale ein freundliches Städtchen entgegen, und eben entschwand, als der Wagen herabbog, der letzte Blick des weit dahinten liegenden Riesengebirges, das seine dämmernden Grüsse den Scheidenden nachsandte. —

Von dem gehabten Abentheuer in den geheimnißvollen Bergen wurde keine Sylbe erwähnt. Das aber dürfen wir als bestätigt anführen: daß der Baron, und zwar ächt homöopathisch, von seinem Wahnsinn für immer genesen war, daß Eduard und Agnes sich des Rübensegens im schönsten Sinne erfreuten, daß

der Virtuos von der ganzen Geschichte nicht ein Wort weiß, und daß der Schauspieler sein gutes Engagement nicht dem Glücke, sondern lediglich seinem ungeheuren Abällinostalente zuschreibt. Sein erster Laut, wenn er früh aus dem Bette springt ist, gleich dem großen Banditen: „hi, hi! — meinen Kaffee!“

Die schöne Selka.

1.

Die Träume.

Unter den Myriaden von glänzenden Welten, die, wie heilige Gottesaugen, vom Himmel auf unsere kleine Erde herniederblicken, ist ein Stern, der von lauter freundlichen Träumen bewohnt wird, weshalb er denn auch der Stern der Träume benannt ist. Diese Träume aber sind die Seelen unschuldiger Menschen, denen die Macht gegeben ist, in unzähligen Gestalten auf die Erde zurückzukehren, um die Tugend zu schützen, zu trösten und zu erquicken. Das ist ihre Seligkeit. Die Kinder umgaukeln sie als bunte Schmetterlinge, oder knospen ihnen als heitere Blumen entgegen, dem Jünglinge und Mädchen erscheinen sie als leuchtende Feengebilde, dem Sänger als stolze Göttinnen des Ruhms, dem Landmanne als prangende Garben, dem Unglücklichen als lachende Hoffnungen. — Wohl gibt es auch böse Träume, doch diese haben mit den glücklichen Bewohnern jenes Sternes nichts gemein, sondern gehören den Gräbern der Erde an, von wo aus sie herumwandeln und Herberge suchen in den Seelen der

Sünder. — Auf welche Weise nun jene freundlichen Träume mit guten Menschen verkehren, soll hier durch ein einfaches Geschichtchen erläutert werden.

2.

Selka.

In der Gegend des Harzes, wo jetzt Alexisbad dem Wanderer seine heilsame Quelle eröffnet hat, lebte vor Zeiten ein reicher Müller, der, so viele Thaler er in seinem Kasten verwahrte, so viele Untugenden und Laster in seinem Herzen unterhielt, die sich auf dieselbe Weise, wie sein Reichthum vergrößerten. Er hatte bereits drei Frauen zu Tode geärgert, und abermals verspürte er ein Lüstchen, in seine eheliche Folterkammer ein neues Opfer zu führen. Sein vorzüglichster Zeitvertreib war das Geld und der Hader. Obgleich nun das erstere für heirathslustige Mägdlein und junge Wittwen stets eine Lockspeise zu sein pflegte, so war doch das letztere ein all' zu böser Haken, der Jede vom Anbeißen zurückschreckte. Jetzt hatte er's gar auf eine sehr hübsche, benachbarte Pächterin abgesehen, die seine Bewerbungen mit Keckheit und Spott zurückwies. Das brachte den Zankteufel in seinem Hause nun vollends zum Aufruhr, Knappen und Mägde mußten unter beständigem Fluchen und

Toben sich abquälen, wobei noch ihr einziger Trost das Klappern der Gewerke war, die am Ende doch das letzte Wort behielten. Am bittersten unter den Launen des Müllers litt dessen 17jährige Tochter Selka, welche durch Anmuth und Herzensreinheit sich die Engel im Himmel befreundete. Ihre Sittigkeit schalt er Ziererei, ihre Sanftmuth und Duldsamkeit Einfalt, ihre Nettigkeit eitles Wesen und ihr Fleiß wurde wie der Dienst einer Sclavin nur getadelt. Dafür aber trug sie den süßen Lohn in dem eigenen Bewußtsein, und wenn ihr Niemand dankte, so blickte sie der Abend gar freundlich an, die blanken Geschirre in der Küche, die reinlichen Dielen, die Ordnung, welche selbst aus dem unbedeutendsten Winkel wohlthuend hervortrat, belobten sie, und die Müdigkeit bettete sie endlich in die weichen Arme des Schlummers. Noch hatten ihr die Träume nur kindliche Bilder vorgezaubert: sie waren ihr als sprechende Täubchen erschienen, als singende Blumen oder als liebliche Kinder, die ihr die Händchen bittend entgegen streckten, um eine Gabe zu empfangen; dann hatte sie schönes Obst in ihrem Körbchen, weißes Brod und süße Milch; sie konnte geben und Dank einerndten, und das Körbchen wurde nie leer, so viel sie auch spendete. Das waren nun wirklich recht holde Träume, die sie für manche bittere Stunde entschädigten, wo sie, bewacht vom Geize des Vaters, statt der Hülfe nur Thränen zu

geben vermochte; — doch waren ihr noch bedeutsamere und süßere vorbehalten. Unter die bittenden Kinder mischten sich sinnige Geister, die ihr gar traulich in's Herz blickten, und aus den Wunderaugen derselben begegnete ihr manch' schmeichelnde Ahnung. — Unsere jetzigen 17jährigen Mädchen würden vielleicht schon etwas natürlicher geträumt haben; aber Selka hatte ja nie die Wonne eines Claurenschen Romans genossen, wodurch die Träume der Jungfrauen im 19. Jahrhundert so herrlich cultivirt wurden; ihr Noth- und Hülfsbüchlein war die Erfahrung, ihr Gebetbuch die Natur, und dabei blieb es.

Mittlerweile war der Müller, dessen Haupt, nebenbei gesagt, bereits recht müllerisch aussah, bei der Brautbewerbung förmlich auf die Sandbank gerathen, und all' sein Reichthum konnte das Schifflein seines Glückes nicht wieder flott machen. Es war ein Herzeleid! — In jetziger Zeit, wo die hübschesten Mädchen auf dem rosigen Meere ihrer Jungfräulichkeit oft vergebens nach Land, d. h. nach Männern ausschauen, hätte der Mammon gewiß einen glücklicheren Brautwerber abgegeben. — Die Hoffnungslosigkeit also brachte den unglücklichen Schiffer auf seine Mühle zurück. Hier gab es doch eine Ergötzlichkeit für ihn: den Geldkasten; das war sein Freund, sein Tröster, sein Berather; und wenn er, was seine Morgenandacht war, in dem klingenden Eingeweide

desselben mit den knöchernen Händen herumwühlte, so fühlte er sich erhoben, gestärkt und von himmlischen Schauern durchrieselt. „Was war ich doch für ein Schubiack, für ein Narr, für ein erbärmlicher Sackesel,“ pflegte er dann mit ächtem Müller-Pathos zu monologisiren, „diesen Seelenfreund, es ist entsetzlich, über ein Weibsbild nur einen Augenblick vergessen zu können!“ Dann bat er den mildseligen Kasten auf den Knieen um Verzeihung und gelobte auf das Heiligste und Theuerste durch zartes Waizenmehl in bester Qualität, gestohlenermaßen, ihn vollkommen wieder auszusöhnen, sofern ihm nur der Himmel gnädiglich beistehen wolle. Drauf lächelte der Kasten noch einmal, und beruhigter ging der Ritter vom Mehlsack von dannen, den Zauberschlüssel auf dem Herzen tragend. —

Nach solchen Erbauungsstunden zankte es sich doppelt süß; die Flüche und Schimpfreden glitten, wie Milch und Honig, von seiner Lippe, und die dienenden Geister seiner Mühle zerstießen sich oft in seligem Entzücken darüber die Köpfe. — Nur Selka blieb sich gleich; immer fleißig und freundlich, setzte sie dem bösen Sinne des Vaters stets Sanftmuth und Bescheidenheit entgegen; mit keiner Sylbe befleckte sie den reinen Kindessinn, und wenn sie sich recht tief verletzt fühlte, dann beschwichtigte das aufgrollende Herz der Gedanke: „es ist Dein Vater!“ Durch

Aemsigkeit und Fleiß beflügelte sie die schweren Stunden, und alle Genossen des Hauses, oder wen sonst der tägliche Verkehr in ihre Nähe brachte, fühlten sich durch ihren Anblick erquickt, durch ihr Beispiel ermuntert.

In der Dämmerung, die sich recht eigentlich zur traulichen Mittheilung schickt, versammelte sie, besonders wenn der Vater abwesend war, zuweilen die Hausgenossen und Nachbarsleute unter der Linde, welche ihre grünen Arme zu ihrem Kämmerchen emporstreckte, und erzählte ihnen gar wunder-seltsame Mährchen, worein sie die Lehren der Weisheit und Tugend auf eine sinnige und gefällige Weise zu verweben wußte. Dann war es, als wenn die Mühlwerke leiser gingen, um ja kein Wörtchen von der süßen Lippe verloren gehn zu lassen. — D'rum war auch Selka bei Alt und Jung wie eine Königin geehrt, wie eine Gespielin geliebt. Der Vorrath ihrer goldenen Mährchen wurde nie geringer, denn die Träume brachten immer neue und reizendere, die am Ende doch zu schön für die Mittheilung wurden. So konnte nie der Kummer bei ihr einheimisch werden, und das blaue, unschuldvolle Auge wagte nur selten ein trübes Wölkchen zu belagern; die Rosen ihrer Wangen blühten in dem Sonnenscheine der Seele nur noch schöner auf, und die Kunde von der holden Selka verbreitete sich im ganzen Thale und wandelte zuletzt über die höchsten Gebirge. —

3.

Der Zauberer.

Zu jener Zeit wohnte in einer tiefen, waldbewachsenen Höhle des felsigen Bodethales ein mächtiger, aber dabei sehr edler und großmüthiger Zauberer. In dem Verkehre mit Menschen hatte er des Bösen viel erfahren, und die Abneigung, unter ihnen zu leben und zu treiben, befreundete ihn immer mehr mit der schauerlichen Einsamkeit. Wenn der Sturm der Nacht die stummen Felsenriesen beredt machte, daß sie wiederhallten, oder die Bode mit dem Donner zu wetteifern sich erkühnte, saß oft der ehrwürdige Greis in tiefem Sinnen vor dem Eingange der Wohnung und unterhielt sich mit den Geistern seiner Seele. Kein Luftzug wagte es, die schneeigen Locken aufzukräuseln, sondern die Winde belauschten seinen Athem mit Scheu und Ehrfurcht; die verhüllten Sterne lächelten durch Nacht und Grauen ihm in das Herz, und in dem sanften Schimmer des Mondes, der ewig unumschleiert vor ihm aufging, wandelten die leichtbeschwingten Träume. Das waren seine Gefährten, seine Kinder, die einzigen Lieblinge seiner Seele. Diese wußten den trauernden Greis durch freundliche Berichte von guten Menschen aufzuheitern, und auch

von Selka's Tugenden und dem ganzen Liebreiz ihres Wesens erzählten sie ihm gern, um das Dunkel seines Herzens aufzuhellen. So bereiteten sie Balsam und Labung für den edlen Astramadonka, und immer öfter befragte er die holden Erzählerinnen um das süße Mädchen, das unwillkührlich in seine Seele einzog, wie ein milder Friedensbote. Erst jetzt erkannte er mit tiefem Kummer die ganze Verwaistheit seines Alters und den Betrug seiner selbst. „Ich will sie glücklich machen!" tönte ein süßer Gedanke in seinem Herzen, „dann bin ich nicht verwaist!" Da lächelten die Felsen und die Träume kränzten ihm die weißen Locken mit Rosen. —

4.
Die Wanderung.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen entstieg dem Mantel der Nacht. Aurora durchwallte die Fluren in rosiger Klarheit, Millionen Perlen leuchteten auf Blüthen und Gräsern, worin sich bescheiden die junge Königin des Tages spiegelte. — Wohllaut athmete die ganze Schöpfung und jeder Ton und jedes Lied vereinigte sich zur feierlichen Gotteshymne. — Schon mit dem ersten Aufdämmern des Morgens hatte sich Astramadonka, geleitet von dem Zauberstabe, aus der

schauerlichen Wohnung seiner Felsen begeben, um hinüber zu wandeln, wo Selka wohnte. Leicht, wie ein Jüngling schritt er dahin; der harte Kies wurde weich, gleich schmiegsamen Moose, unter seiner Sohle, die waldigen Höhen wurden eben, Blumen blühten aus den nackten Felsenmassen, sanfte Zephyre gaukelten um seine Schläfe und silberne Wölkchen fingen die goldenen Pfeile des Phöbus auf. So langte der Greis im Thale an, wo das heitere Flüßchen durch üppige Wiesenmatten dahinblitzte. Bald sah er die Mühle, die klappernd und rauschend den reichlichen Erwerb verkündete. „Dort willst Du einkehren," dachte der Greis, „und prüfen, ob ein milder Geist in dem Vaterhause Selka's wohnt." Schüchtern und mit gebeugtem Haupte schlich er langsam durch die Hinterpforte dem inneren Hofraume zu. Die liebliche Selka kam ihm entgegen und fragte bescheiden nach seinem Begehr. Ein Blick, und er hatte das Mädchen durchschaut, sie war würdig seiner Liebe. —

„Zum Vater will ich, bin arm und krank, mein süßes Kind, er wird mir helfen können." —

„„O nicht zum Vater,"" entgegnete die Tochter ängstlich, „„kommt, setzt Euch in den Schatten dieses Baumes und ruht Euch aus von der Reise, gern will ich bringen, was ich kann."" — Doch Astramadonka hörte nicht; furchtlos schritt er dem Hofraume zu; kläffende Hunde sprangen heran, um

den unberufenen Besucher fortzutreiben, er neigte seinen Stab und die Kläffer verstummten. Der Müller kam ihm entgegen: „Was schleicht Ihr, alter Graubart, wie ein Dieb in mein Haus?" — Der Alte stammelte seine Bitte. „Fort, fort, hier wird kein Bettelbrod gebacken." Der Alte blieb; ernst wurzelte sein Blick in dem Auge des Müllers. „Fort, fort, noch einmal, sonst schleudr' ich Euch die Axt an den morschen Schädel!" Der Alte lächelte. Da überwältigte der Zorn den Gereizten, er warf das gewichtige Eisen, doch im Fluge zersplitterte es, ihn selbst verletzend. Kühn und aufrecht schritt der Greis mit gehobenem Stabe durch die Mühle; die Gewerke stockten und durch die Stille zitterte es: „Hier blüht kein Segen!" Gehetzte Hunde verfolgten ihn, doch mit zerbrochenen Gebissen kamen sie heulend zurück. — Dort, wo der Pfad sich um die Mühle herumbog, harrte Selka, und mitleidig reichte sie dem Greise ein Körbchen mit Speise und Erquickung. Sie will zurück, der Alte winkt ihr zu bleiben.

„Drei Blumen will ich Dir geben, Selka," sprach der Greis, „nimm sie; an Deinem Herzen sind sie köstlicher, denn Gold und Perlen. Gedenke mein!" Schnell bog er um und war verschwunden. — Still sinnend betrachtete Selka die zarten Blumen, es war ihr so süß und wunderbar bei ihrem Anblicke, daß sie weinen und lächeln mochte. Unwill-

kührlich schaute sie noch einmal dem entschwundenen Greise nach; hoch stand er, wie ein Riese, auf dem Gipfel des Berges, seine Locken wallten, gleich silbernen Mondesstrahlen, um Haupt und Schultern; ein Sonnenbogen schimmerte über seinem Scheitel, das Gewand flatterte, wie ein Purpurmantel, herab in das Thal; in der Linken hielt er seinen Stab, den dunkle Schlangen umringten, in der Rechten Selka's Blumenkörbchen, woraus sich Millionen Blumen hervordrängten; noch ein Blick — die Erscheinung war verschwunden.

5.
Wunderbares.

Als Selka zurückkehrte, stand ihr Vater vor der Mühle, bleich und bebend, ein Bild des Schreckens, die Knappschaft staunend und verwundert. Das Wasser, sonst so reichlich fließend, war versiegt, das Mühlwerk stand unerschütterlich. Selka trat ein, da rauscht es wieder, da regt es sich von Neuem, die Räder kommen in Schwung und klappern frohlockend den betäubenden Takt. Ein Stein, ein wirklicher Mühlstein fiel vom Herzen des Gebieters; zum erstenmale zeigt er den Söldnern ein freundliches Gesicht, und Alles geht rüstig zur Arbeit und spät zur Ruhe.

Als nächtliche Stille sich im ganzen Hause verbreitet hatte, und selbst die Gewerke die kurze Rast hielten, wandelte der Müller mit leisen Tritten, die Schlafmütze über die Ohren gezogen, in sein geheimes Kabinet, um durch den Anblick seines Busenfreundes, des Geldkastens, sich von den Schrecknissen des Tages zu erholen. — Spärlich flackerte die Lampe, vorsichtig drehte er den Schlüssel, der Deckel sprang auf und ein finsterer Qualm von Mehl stieg ihm entgegen. Erschreckt und betäubt fuhr er zurück, doch mechanisch streckten sich die knöchernen Fühlhörner in den ehernen Bauch, aber schreiend zog er die Hand heraus; an seinem Zeigefinger hatte sich ein kleines Wesen angebissen, das sich immer weiter auseinander wickelte und jetzt als grauer Kobold vor ihm stand. Mit kreischender Stimme hob dieser an:

Staub, Staub, Staub
Wird der Raub;
Aerndte den Betrug,
Sieh', hier gibt's genug!

Und mit einem Male dampften unzählige Wellen Hülsen und Staub hervor und begruben den Müller bis an den Hals. Sein fürchterliches Zeter rief endlich die Dienstgenossen herbei, welche mit lachender Verwunderung den Herrn aus der staubigen Verschüttung sich herausarbeiten sahen, gleich einem uugeschickten Schwimmer, der immer wieder unter-

taucht — und nicht zu enträthseln wußten, wo dieser Teufelsspuk nur hergekommen sei. — Natürlich suchte der Müller, nachdem er mit schrecklichem Drangsal sich emporgekämpft hatte, durch allerhand närrische Ausflüchte das Wunder zu erklären; die Leute aber schüttelten ungläubig die Köpfe und suchten kichernd ihre Kammern; dem schwer Geprüften drückte die Ohnmacht mitleidig die Augen zu, damit er seines grenzenlosen Schmerzes sich nicht bewußt werde.

Unterdessen hatte Selka nicht weniger Wunderbares, doch ganz im freundlichen Sinne, gesehen und empfunden. — Kaum hatte sie die weiche Decke bis zu dem niedlichen Köpfchen heraufgezogen, da flüsterte es leise, wie Blättergesäusel, ihren Namen; jetzt wurde es deutlicher und tönte wie Gesang:

Selka, Selka,
Wir sind Dir nah;
Liebliche Selka, Selka!

Sie blickte lauschend in dem Kämmerchen umher; das Mondlicht glänzte gar mild durch die blanken Fensterscheiben; auf seinen Silberwellen schaukelten sich die duftenden Zweige der Linde mit buhlenden Westen und grüßten vertraulich die Blümchen, welche Selka in frisches Wasser gebettet hatte. Auf einmal däucht es ihr, als wenn die Blumen sich regten, um eine nächtliche Wanderung zu beginnen. Sie hüpften aus dem Glase heraus und tanzend schwebten sie nä-

her; auf Selka's Lager ließen sie sich nieder und wieder tönt es:

Selka, Selka,
Wir sind da,
Liebliche Selka!

Vertraulicher wagt diese das Auge aufzuschlagen, und siehe — es wachsen die Blümchen hoch und höher, die zarten Kelche durchschimmert ein sanfter Schein, die Zweiglein formen sich in schlanke Glieder, die Kronen öffnen sich und lachende Engelsköpfchen blicken heraus — die Blumen sind verwandelt. Drei holde Genien umstehen Selka's Lager, leicht bekleidet mit schimmernden Flügeln. —

„Deine Schutzgeister sind wir," tönte es von der Rosenlippe des Einen; „wir haben Dir im Herzen gewohnt, Du hast uns selbst erzogen: Wir wollen Dich schützen durch's ganze Leben und Dich nimmer verlassen. — Ich bin die Frömmigkeit, die Trost bringt und Frieden, wenn es Nacht wird und die das Herz ermuthigt in der Trübsal; Dir aber will ich nicht die duldende sein, sondern die belohnende."

Schweigend athmete Selka die süßen Worte ein.

„Ich bin die Sittsamkeit," sprach der Schwester-Genius, „Du hast mich gepflegt so lange Du fühlst und denkst, d'rum will ich in Deinem Herzen wohnen, daß nie ein unreiner Ton sich hin-

einwage und die süße Harmonie zerstöre. Den lauteren Klängen aber, den Klängen der Liebe, will ich ein tausendfältiges Echo leihen und immer süßer soll es wiederzittern: liebe Selka — liebe — liebe —

Da hob das dritte Zauberwesen an:

„Das **Mitleid** bin ich; oft hab' ich Dich geführt an die Stätte des Jammers, Dich oft bekümmert, wenn Du nicht helfen konntest; nun aber bringe ich das **Leid** nicht mit, sondern die Freude; wo Du wandelst, schütt' ich das Füllhorn des Segens aus. D'rum freue Dich, Dein Morgen lächelt!"

Ein lieblicher Duft umschleierte die Gestalten, das Zauberlicht verdämmerte, die zarten Glieder streckten sich geschmeidig in die grünen Zweiglein; bald lächelten die Blumen wieder und wandelten zurück in's Fenster. Freundlich nickten sie noch einmal hinüber: „Gute Nacht!" — und Selka schlief.

6.

Der Königssohn.

In der böhmischen Hauptstadt **Prag** war Alles in tiefer Trauer; der junge, hoffnungsvolle Prinz **Roderich**, die Freude der Eltern, der Stolz des Landes, die Perle der Ritter, lag ohne Rettung auf dem Krankenlager. Die berühmtesten Aerzte der Län=

der wurden aufgeboten, keiner wußte die Nacht des Todes zu lichten. Der stille Jammer wandelte bleich durch die glänzenden Gemächer und höhnte die Größe der Fürsten; die Hoffnungslosigkeit mit dem erstarrten Herzen brach schweigend die Blüthen einer herrlichen Zukunft. Der Todesengel rauschte auf schwarzen Flügeln heran.

Da wird es laut in der Halle. Ein fremder Arzt, aus den Bergen des Harzes, hat die Kunde der Trauer vernommen und will retten. Die Thüren öffnen sich. Das Tageslicht ist verhängt und die sterbende Lampe flimmert. Ein ehrwürdiger Greis tritt herein; seine Stirne ist eine Tafel des Glaubens, sein Auge ein Trostspruch der Engel, seine Lippe ein Gebet.

Still tritt er hin zu dem bleichen Königssohn, legt ihm die Hand auf's Herz; ein rosiger Traum schwebt vorüber, der Jüngling lächelt. „Er lebt!" tönt es feierlich vom Munde des Greises, langsam und ernst schritt er zurück; eine Minute vergeht, eine zweite, eine dritte — da hebt sich ein „Ach" aus der erleichterten Brust: „Wo bist Du?" haucht es leise von der Lippe des Kranken. Der Arzt tritt näher; des Jünglings Auge öffnet sich und sanfte Thränen quellen daraus hervor. „Er ist gerettet!" tönt es durch die Räume. Der König naht, die Mutter mit noch verweinten Augen, in denen die

Freude blüht, und viele Edle in stummer Erwartung. Vertrauend, hoffend und betend umringen sie das Lager, inmitten der Greis, groß und ehrwürdig als ein Mensch, herrlich, wie ein Gesalbter. „Er ist gerettet!“ verkündet er wieder mit dankendem Blick zum Himmel; Alles sinkt nieder in brünstiger Andacht und der Jüngling betet: „Selka!“ —

7.

Die Verwandlungen.

In des Müllers Hause hatte sich unterdeß gar Vieles anders gestaltet. Der Müller selbst, vor Kurzem eine wahre Vogelscheuche, war mit einem Male ein freundlicher und geselliger Mann geworden, die Knappen und Dienstgenossen, sonst grämlich und trüb wie's Aprilwetter, waren fröhlich und wohlgemuthet von früh bis Abend, die kläffenden Hunde scherwenzelten mit animalischer Humanität den Fremden entgegen und wußten sich vor Freude nicht zu lassen, wenn ein Bettler dem Hause nahete, den sie mit schmeichelnder Geberde zu dem Herrn geleiteten. Das Mehl wurde schwerer heraus- als das Getraide hinein gebracht worden war, und Selka herzte und küßte den alten Papa, als wenn's ein Adonis wäre. Das Merkwürdigste aber bei der ganzen Metamorphose war,

daß alle Welt sich gar nicht darüber verwunderte, sondern die Sache in gewöhnlicher Ordnung fand.

Das Mährchen-Erzählen war in so glücklicher Zeit erst recht in den Gang gekommen und Selka machte es zur freundlichen Regel. Die friedlichen Nachbarn mit sittigen Frauen, die Jünglinge mit ihren Mädchen sah man zur Abendzeit nach Selka's Linde wallfahrten, um in heiterer Geselligkeit den Abend zu verkürzen. Seit einiger Zeit fand sich auch bei diesen Versammlungen ein fröhlicher Alter mit seinem Sohne aus dem Gebirge ein, und wußte durch schöngebildete Erzählungen die Stunden in lachende Paradiese zu verwandeln, von denen man sich nur ungern trennen konnte. Sein Sohn war ein bildschöner Jüngling und schlank gewachsen; braune Locken ringelten sich über seine kräftigen Schultern, sein Auge war sanft und feurig, auf seiner Stirne schwebte Hoheit und Milde, um seine Lippe spielte Lächeln und Melancholie; er sprach nur wenig, aber wenn er sprach, dann athmeten die Mädchen leiser und schmiegten sich fester an ihre Geliebten, damit ihnen der süße Wohlklang das Herz nicht entführe, doch blieben sie schüchtern und scheu vor ihm. Nur Selka fühlte sich ihm näher, und wenn sie ihm in das Antlitz blickte, so däuchte es ihr, als würde sie von unsichtbaren Fäden umsponnen und in einem Zaubernetze durch das Auge des Jünglings in den Himmel seiner Seele geführt. —

Einst hatte sie ein gar liebliches Mährchen erzählt von verwandelten Blumen und dabei ihrer eigenen Träume gedacht. In stiller Seligkeit hatten Alle gelauscht. Da erhob sich der Jüngling von seinem grünen Sitze und ging frei und doch bescheiden hin nach Selka. „Liebe Selka," sprach er, „Du bist die schönste der Blumen auf der Erde, Du blühst mir überall, Du blühst in meinem Herzen." D'rob lächelte der alte Vater, und als die Jungfrau, wie ein erröthender Engel, das Auge niederschlug, sprach er in einer ernsten Weise:

„Wie, wenn sie nun verwandelt würde?" Und Alle blickten, als könne dieses Wahrheit werden, hin nach Selka. — Sie ward aber nicht verwandelt, sondern ruhete selig an dem Herzen des Jünglings. — Niemand wagte zu reden. — „Nun Kinderchen," begann der fröhliche Greis, „wie seid Ihr doch so stumm! — so muß ich denn am Ende noch ein Mährchen erzählen." Er hob an:

„Es war einmal ein schöner Königssohn, den liebten die Engel, daß sie ihn abrufen wollten in den Himmel. Indessen lebte auf der Erde noch ein süßer Engel in ferner Verborgenheit, den brachten die Träume vor das Antlitz und in das Herz des sterbenden Jünglings, und der Tod nahm seine kalte Hand zurück. Der Jüngling genaß. Doch jede Stunde war eine neue Sehnsucht nach dem geliebten

Traumbilde und ein neuer Schmerz, da er es nicht finden konnte. Mit zarten Farben malte er aus seiner Seele das holde Bild auf Elfenbein; doch Niemand kannt' es. Da kam einmal ein alter freundlicher Mann in das Schloß und sagte zu dem Königssohne: „Ich kenne Dein Herzbild und will es Dir suchen helfen" — und Freude goß er mit diesen Worten in die Seele des Jünglings. D'rauf wanderten Beide frohgemuthet, von dem Segen der königlichen Eltern begleitet, in die Welt. Des Jünglings Herzbild lächelte ihm aus den Rosen des Morgens und aus dem Purpur des Abends entgegen; es spiegelte sich in den Sternen und in dem Schooße der thauenden Veilchen. So kam er nach Sachsen und weiter und weiter; dann gelangte er in die Berge des Harzes und endlich in ein heiteres Thal, worin ein lachendes Flüßchen arbeitsam die Gewerke trieb. In diesem Thale fand er, was er suchte, ein Mädchen, fromm wie ein Engel, schön wie die Blumen, sein heiliges Herzbild — es hieß Selka — seht, dort hat sie der Königssohn am Herzen!"

Ein goldener Herbstmorgen ging über der Königsstadt auf. Auf allen Wegen, in allen Straßen prangten Ehrenpforten und Triumphbögen. Vor den glänzenden Pallästen und bescheidenen Hütten hatte

Flora die letzten und schönsten Gaben des Jahres sinnvoll zusammengefügt. Ein Geist der Freude wandelte durch alle Räume, in alle Häuser, in alle Herzen. Jedes Auge schien zu lächeln und einen Frühling zu verkünden, der nimmer welken könne. Und als die Glocken ihre ehernen Gesänge feierlich hernieder schweben ließen, festliche Reihen sich bildeten, fröhliche Kinder durch Blumenguirlanden sich verketteten, glänzende Ritter auf stolzen Rossen sich zusammenfanden, und in den freien Räumen vor dem Pallaste heilige Morgenhymnen ertönten — da schlugen lauter Aller Herzen, da perlten Freudenthränen, da lächelte selbst der Kummer, und Thränen und Blicke und Lieder wurden zu Gebeten für Selka und Roderich! Sie waren vermählt. — Die Genien, aus den Blumen des einfachen Mädchens erstanden, wohnten auch treu in dem Herzen der Königin, und unverwelkliche Kränze zeugen von ihr in dem Lande der Böhmen.

In dem Unterharze fließt noch heute ein lachendes Flüßchen durch blühende Thäler, ist regsam und fleißig, wie ehedem, ein Bild der lieblichen Müllerstochter, und nennt sich dem Wanderer, stolz darauf, daß eine Königin sich einst in seinen Wellen spiegelte, Selka; bleibt aber fortan bescheiden und lächelt die Hirtinnen eben so freundlich an, wie damals die lebende Selka, als sie noch wandelte unter den Töchtern des Harzes.

Als Anhang:

Sagen und Bilder

in rhythmischer Weise.

Scheerenberg.

Im Harzwald lagert, nicht groß, nicht klein,
Ein Berg unter anderen Höhenreih'n,
D'rob stund eine Burg vor langer Zeit,
Die brachte dem Wand'rer viel Schrecken und Leid.

Ein Ritter von wildem, unbändigen Sinn
Haus't' frevelnd mit seinen Genossen darin,
Sein Tagwerk war Raub und Kampf seine Lust,
Denn gleich seinem Harnisch, war Erz seine Brust.

Und was er erplündert an Gold und Gut,
Das wurde vergeudet im Uebermuth,
Und konnt' er des Raubes genug nicht ha'n,
So kränkt' er den eigenen Unterthan.

Er zwickt' ihn und zwackt' ihn an Geld und Hab'
Und schor ihm die güldene Wolle ab,
D'rum hieß er zuletzt nur der Scheerer im Land'
Und Scheerenberg ward seine Burg genannt.

D'rob kümmert' und härmte sich sein Gemahl,
Gleich Wachs war ihr Herz, wie das seine von Stahl,
Ihr Auge war mild wie das Sternenlicht,
Ihr Denken war Liebe, und Lust ihr die Pflicht.

Wenn droben der schäumende Becher erklang,
Da wandelte still sie das Thal entlang,
Wenn droben mit Fluche gewürzt der Schmauß,
Da spendet sie unten nur Segen aus. —

Und als sich einst droben im prunkenden Saal
Mit blutigem Weine berauscht der Gemahl,
Hat unten im Thale, von Engeln belauscht,
Die Blume der Liebe den Himmel getauscht.

Und kaum daß die Kunde im Lande umher,
Da schützte den Ritter sein Engel nicht mehr,
Die Burg ward zerstört bis auf den Grund,
Kein Steinchen sollt' zeigen mehr, wo sie stund.

Doch unten im Thal, wo die Edle geweilt,
Und Thränen getrocknet und Wunden geheilt,
Sollt' wandeln fortan, wie die Sage verheißt,
Ein Engel der Milde, ein segnender Geist.

Und Wahrheit verkündet das alte Wort:
Denn Jegliches blüht und verherrlicht sich dort,
Deß zeugen auf Scheerenberg Haus und Land,
Und Arbeit und Lust geh'n dort Hand in Hand.

Der arme Thom's.

Guntram war als reicher Mann
Ueberall bekannt,
Seine Scheuern waren voll,
Blühend Feld und Land;
Doch sein größter Reichthum war
Eine Tochter, hold,
Zarte Sitte schmückt sie mehr
Als des Vaters Gold.

Sechzehn Frühling' waren ihr
Harmlos aufgeblüht,
Doch der schönste Frühling jetzt
Ihr im Herzen glüht;
Thom's, an Liebe reich, doch arm,
Arm an Gut und Geld
Diesen liebt sie, heiß und treu
Einzig in der Welt.

Und auch Thom's hielt fest an ihr
Mit Beständigkeit,
Nur des Vaters böser Geiz
Macht ihm Herzeleid;
Nimmer sollt' ein Armer kühn
Um die Tochter frei'n,
Schnöder Mammon war sein Glück,
Gold und Goldes Schein.

D'rum auch wies den armen Thom's
Er mit Spott zurück:
„Dir blüht nicht in meinem Feld"
Höhnt er, „Liebesglück!
Doch wenn Du bis morgen früh
Ackerst und bestellst
Dort das große Weizenland,
Du mein Kind erhältst."

Und er sprach's mit Lachen aus,
Ließ den Werber steh'n;
Dieser aber denkt: „mit Gott
Soll es d'rum geschehn!"
Und er geht und pflügt und sä't
Durch die ganze Nacht,
Und die Morgensonne sieht
Wundernd es vollbracht.

Heiß, von Schweiß und Staub bedeckt,
Fast zum Tode matt,
Aber hoffend auf sein Glück,
Er zu Guntram trat:
„Sieh, ich hab' das Weizenland
Wohl bestellet Dir,
Und nun gib, nach Deinem Wort,
Auch die Tochter mir!"

Und der Alte staunt und sinnt, —
Dann begann er rauh:
„Wohl, ich halte Dir mein Wort,
Nimm sie hin zur Frau!
Aber, wenn vielleicht mein Gold
Dir in's Auge sticht,
Bist Du weidlich angeführt,
Bleibst ein armer Wicht."

Thom's jedoch ist hoch entzückt
Wie ein junger Gott,
Denkt an seines Weibchens Brust
Nicht zukünft'ger Noth;
Liebe würzt ihr dürftig Mahl
Und Zufriedenheit,
In der kleinen Hütte wohnt
Glück und Heiterkeit.

Aber ach, nicht lange währt
  Dieser goldne Traum,
Bald füllt Noth und Ungemach
  Ihres Hüttchens Raum;
Auf dem öden Wochenbett
  Bleich die Mutter lag,
Ach, ihr Kindlein war schon todt
  Und sie todesschwach.

Thom's wich nicht vom Lager ihr,
  Weder Tag noch Nacht,
Bleich war selbst sein Angesicht
  Von der langen Wacht;
Da sprach matt sein leidend Weib:
  „Geig' den Walzer mir,
Den ich einst zum Erstenmal
  Tanzete mit Dir."

Und mit Zittern geigt er ihr
  Jetzt den Walzer vor,
Thränen quollen aus dem Aug'
  Wie ein Strom hervor;
Ach, da kamen, rauh und hart,
  Diener des Gericht's,
Suchten, was zu pfänden wär',
  Doch sie fanden nichts. —

„Nehmt das Bett!“ erscholl es d'rauf,
Und sie nahmen's keck,
Doch die arme Wöchnerin
Starb alsbald vor Schreck;
Als nun seines Lebens Glück
In die Grube sank,
Seufzte Thom's, doch weint er nicht,
Herz= und seelenkrank.

Schweigend kehrt' zur Hütt' er heim,
Steckte sie in Brand,
Und als hoch die Flamme glüht,
Sitzt er hingewandt
Mit der Geig' auf einem Stein,
Spielt den Walzer d'rauf,
Spielt so lange, bis die Hütt'
War ein Aschenhauf.

Und im Wahnsinn spielt er fort
Auf dem kalten Stein,
Bis die letzte Saite springt,
Spät, bei Sternenschein;
D'rauf spielt er in bess'rer Welt
Ihr den Walzer vor,
Zu der Himmelsgeige tanzt
Dort ein Geisterchor.

Der
Klinkerbrunnen
am Harz.

Was klingt so melodisch im Felsenbereich,
Was klagt d'rinn so lieblich, so sanft und weich,
Gleich zitternden Aeol'ssaiten? —
Nur Tropfen sind es, wie Demant rein,
Sie träufeln hernieder vom grauen Gestein,
Das Lied nur weiß sie zu deuten. —

Einst sah man, wie jetzt noch, auf duftigem Grün
Maiblümchen im kühlenden Schatten hier blüh'n,
Den Töchtern des Landes zur Freude;
Und neben den Blumen die sittige Maid,
Die oft in des Felsens Verschwiegenheit
Sie zierlich zum Kranze sich reih'te.

Schon mancher der Frühlinge ging vorbei,
Ihr huldigte still nur der blühende Mai,
O wär' es fortan so geblieben!
Doch himmlischer winkte das neue Glück,
Es traf sie ein einziger Feuerblick,
Entflammt ihr die Seele zum Lieben.

Wie glänzt ihr das Auge voll Wonn' und Lust,
Wie bebt es so heiß in der zarten Brust,
Wie zittert es süß durch die Glieder!
Wenn rasch von dem Roß sich der Ritter schwingt,
Ihr schimmernde Perlen und Küsse bringt,
Der Ritter, so blank und so bieder.

Nun schmückte sich lachender ihr die Natur,
Nun kleidete köstlicher sich die Flur,
Und heimlicher wurden die Stunden,
Doch bald, als die Rose entfaltet glüht,
Maiblümchen schon längst in der Stille verblüht,
Hat Unschuld ihr Grab gefunden. —

„Was weinst Du, mein Mädchen? sei wohlgemuth!"
Sprach schmeichelnd, als er am Herzen ihr ruht,
Der Ritter, „bald will ich Dich freien;
Erst hol' ich im Kampfe den Lorbeerkranz,
Dann führ' ich das Bräutlein zum Hochzeitstanz,
Süß Liebchen, d'rum laß Dich's nicht reuen!"

Und heiß von dem Auge, so mild und blau,
Küßt ab er den glänzenden Schmerzensthau,
D'rauf trägt ihn sein Roß in die Weite;
Lang' späht ihm das einsame Mägdlein nach,
Kämpft tief in die Brust das schmerzvolle: "Ach"
Denn Hoffnung stand ihr zur Seite.

Wohl kehrte der Ritter vom blutigen Strauß,
Geschmückt mit dem Kranze in's festliche Haus,
D'rin Hochzeitslieder erklangen;
Sein Liebchen aber steht unten und schaut
Mit Todeslächeln hinauf, wo die Braut
Der treulose Ritter umfangen. —

Die Lieder verstummen, die Festlust schweigt,
Der Sternen-besäete Himmel verbleicht,
Die nächtlichen Schatten zerrannen;
Und als schon im Osten Aurora blickt,
Die Wälder mit glühenden Rosen schmückt,
Wankt fröstelnd das Mägdlein von dannen.

Schon hat sie erseufzend den Felsen erreicht,
Da wird's ihr im sterbenden Herzen leicht,
Denn Thränen kann sie vergießen;
Und immer reichlicher fließt der Quell,
Benetzet die Blümchen, so rein und hell,
Die dürstenden, bunt ihr zu Füßen.

So findet der Tod sie im Thränenschmerz
Und schließt sie erbarmend an's kalte Herz,
Das jeglichen Kummer versöhnet;
Ihr Auge aber, das hier geweint,
Es weint noch im Grabe, schon längst versteint,
Das ist's, was im Tropfen ertönet.

Jäger Ramm.

Vor Zeiten, als Otto mit Pracht und Zier
Auf der Harzburg hielt sein Kaiserquartier,
War Ramm dessen stattlichster Jägersmann,
Der in Goslar ein Mädchen liebgewann.

Zur Tagszeit hielt ihn die Jägerpflicht
Am Hofe des Herrn, wie die Chronik spricht,
Spannt' aber die Nacht ihre Flügel aus,
Trug wiehernd sein Roß ihn zur Burg hinaus.

Die Sehnsucht trieb ihn und das Roß der Sporn,
Rasch ging's durch den Wald und den Hagedorn,
Dann schlich er, gehüllt in die Mitternacht,
Zum harrenden Liebchen, gar leis' und sacht.

Einst kam er bewehrt schon, im Festgeschmeid,
„Ein Stündchen, traut Mägdlein, nur gönnt mir die Zeit,
„Mein Rapp steht gebunden am Eichbaum d'rauß,
„Muß früh mit dem Kaiser zur Jagd hinaus."

Und pfeilschnell flieh'n bei der Küsse Spiel
Die goldnen Minuten zum Trennungsziel,
Doch Amor, der Schalk, stellt in Liebchens Blick
Die Stunde der Pflicht gar weit zurück.

Als endlich die Hähne das Morgenlied kräh'n,
Schon lichtere Wölkchen den Wald umwehn,
Wird ängstlich er sich der Versäumniß bewußt,
Reißt hastig sich los von der süßen Lust.

Der Rappe, verdrossen zum Eichbaum gebannt,
Scharrt ungeduldig schon in dem Sand;
Und sieh! — gerad' blickte der Mond herein, —
Da glänzt's unter'm Hufe wie Silberschein.

Frisch auf, Jäger Ramm! das Glück ist Dir hold,
Du suchtest nur heimlichen Minnesold,
Und findest — kein Kobold trieb tückischen Scherz —
Einen Berg, durchmarket mit kostbarem Erz.

Nun wurd' es gar fröhlich in seinem Sinn,
Keck trat er am Morgen zum Kaiser hin
Und stattet ihm ab getreuen Bericht,
Vergaß auch sein Liebchen darinnen nicht.

D'rauf Otto den wackeren Diener belobt,
Bald wurde der erzene Berg erprobt,
Und daß er sich reich für Jahrtausende fand,
Ward überall, weit und breit, bekannt.

Der Ramm aber stand nun gar hochgeehrt,
Es hielt ihn das Volk wie der Kaiser werth,
Sein Goslarisch Mädchen bekam er zum Lohn,
Der Rammelsberg, schaut ihn! ist Zeuge davon.

Der Brocken.

Was braucht man den herrlichen Brocken zu loben,
Der Gleisnereien bedarf er nicht,
Selbst hat er sich ja in den Himmel erhoben
Und frei blickt der Sonn' er in's Angesicht;
Die Sternlein bringen ihm Geisterkunde,
Sanft lächeln sie ihm in das alte Herz
Und kosen mit ihm in der Mitternachtsstunde
Gar zärtlich mit süßem, verliebten Scherz;

Ihn preißen die Winde aus tausend Schlünden
Im rasenden Wettkampf, so mächtig und laut,
Daß die Wälder sich ängstlich die Ohren verbinden,
Dem Wand'rer es tief in der Seele graut;
Rings liegen die Enkel ihm lauschend zu Füßen,
Wenn alte Geschichten er ihnen erzählt,
Man sieht sie bald lachen, bald Thränen vergießen,
Just wie er das Thema hat auserwählt;
Denn was die Jahrtausende uns verhehlen,
Der Brocken wird's seinen Bergen erzählen!

Der Benebelte.

Es trug einst der alte Brocken,
Der auch einmal Jüngling war,
Auf seinem Haupt eine Veste,
Gar schön und wunderbar.

Die Veste ragt' in die Wolken
Und schaute des Himmels Pracht,
Am Tage umstrahlt von der Sonne,
Umglänzt von den Sternen bei Nacht.

Und d'rinn in der Veste wohnte
Die Jungfrau Hercynia;
Der Himmel lächelte blauer
Wenn sie ihm in's Auge sah;

Die Sterne sandten ihr Grüsse,
Die Lüfte Melodei'n,
Und dennoch mocht's ihr mitunter
Recht jüngferlich langweilig sein.

D'rum stieg sie einst, kecken Sinnes,
Herab in des Brockens Herz,
Und der Brocken lernte sie lieben,
Trotz seinem Herzen von Erz.

Nun gab es selige Stunden,
Nun gab es fröhliche Zeit,
Doch ach, die treulose Jungfrau
Schwur falsch ihren Liebeseid. —

Ein Zaub'rer aus fernen Landen,
In schlauer Kunst routinirt,
Verstand es das Liebchen zu kirren
Und hat es geheim entführt.

D'rob raſ't der betrogene Brocken
Und gräßlich iſt ſeine Wuth,
Es zittern davon die Berge
Und das Erz geräth in Gluth

Und die Ströme des heißen Metalles
Säuft wüthend er ſich in das Herz,
Er will ſeine Lieb' drinn ertödten
Und will erſäufen den Schmerz.

Und endlich ſteigt ihm zu Kopfe
Die ganze Geiſterwelt,
Er taumelt und ſchwankt mit dem Haupte,
Daß trümmernd die Veſte zerſchellt.

Und weithin flogen die Maſſen,
Wie Körnlein zerſtiebt und zerſtreut,
Und der Brocken ſteht mit der Glatze,
Gealtert vor der Zeit.

Zwar brauſ'ten und ſauſ'ten die Stürme
Und haben den Rauſch ihm gekühlt,
Doch der Schmerz der betrogenen Liebe
Ihm fortan das Mark durchwühlt.

Kaum daß ihm der Rausch verflogen,
Geht's Saufen von Neuem los,
Er säuft aus den Lüften das Feuer
Und die Gluth aus der Erde Schooß.

Wohl sieht man ihn nimmermehr taumeln,
Denn er steht seinen Mann; doch ihr wißt,
Daß er selten seitdem ganz nüchtern
Und fast immer benebelt ist.

Der Sänger in der Nacht.

Hin durch die Mitternacht,
Wandelt der Sänger sacht,
Geister aus lichten Höh'n
Flüsternd sein Haupt umweh'n,

Hauchen in's Herz ihm ein
Himmlische Melodei'n,
Und in der Harfe Klang
Tönet sein Meistersang.

Sinnvoll und minniglich
Neigen die Blumen sich,
Leiser die Quelle rauscht,
Wald ihm und Felsen lauscht.

Hoch in dem Aetherraum
Lagert manch' gold'ner Traum,
Hört in ver klärter Ruh'
Still seinen Klängen zu.

Immer noch quillt die Brust
Süßere Liedeslust
Bis auf verkürztem Pfad
Lauschend der Morgen naht.

Purpur umfließt den Wald —
Leis' jetzt sein Lied verhallt,
Und als die Sonne grüßt,
Schlummer sein Auge schließt. —

* * *

Wenn oft nach langer Nacht
Sängern der Tag erwacht,
Freundlich das Glück sich zeigt,
Sind sie — erbleicht.

Bergmannsleben.

Tief unten, im Schooße
Der ehernen Nacht,
Bewachen die Gnomen
Verborg'ne Pracht;
Und tiefer und tiefer, bei Dämmerungsschein,
Fährt rüstig und singend der Bergmann ein.

Und singend beschwatzt er
Die nächtliche Schaar,
Die macht ihm die Schätze
Erst offenbar;
Doch gibt er mit Lachen den Mammon hin,
Ihm bleibt statt des Goldes ein goldener Sinn!

Wie selten ist glücklich,
Der Gold sich gewann,
Es bleibt oft der Reiche
Ein armer Mann;
Das Herz ist der Schacht, wo das Glück gedeiht,
Stets wird's dem Zufriedenen süßer erneut. —

D'rum preiß' ich den Bergmann
Mit seinem Geschick,
Nie trübt sich im Aug' ihm
Der Silberblick,
Er schläfert mit Liedern die Sorgen ein,
Und dünkt sich im Hüttchen ein König zu sein.

Der Sonnabend auf Clausthal.

Zum Sonnabend sieht es in Bergmanns Haus
Gar sauber und nett und sonntäglich aus,
Das Weibchen ist freundlich, das Männlein lacht,
Die blanken Thaler sind eingebracht;
Nun gibt's einen glücklichen, sonnigen Tag,
Vergessen ist Mühsal und Ungemach!
Schon steh'n auf dem Markte die Buden gereih't
Mit Allem verseh'n, was das Herz erfreut:
Hier Spitzen und Bänder, dort Marcipan,
Da flunkert's und flimmert's — man schaut's wohl an —
Man wünscht erst und handelt, dann kömmt es zum Kauf,
Ein Theilchen vom Thaler geht schon darauf,
Doch kaum, daß der Thaler gewechselt ist,
Der fröhliche Käufer das Sparen vergißt;

Es sind just der Stunden im Tag noch mehr,
Ein Gröschlein läuft hinter'm andern her,
Und blickt erst der Abend in's Wirthshaus herein,
Steckt man philosophisch — den Beutel ein;
Glück auf! ist das Geld auch zum Thor hinaus,
Das Herz und die Fröhlichkeit bleiben zu Haus!

Die sterbende Glocke.

Nach dem Brande des Rathhauses in Weimar.

Auf Weimars Markte in blanken Reih'n
Sollt' schlicht noch und einfach das Rathhaus sein,
Viel gute Zeit,
Viel Herzeleid
Hat's kund gegeben,
Und alternd stund es im jungen Leben.

Doch weilt' es noch gern in der lieben Stadt,
Allwo es den Ehrenplatz innen hat,
Und freute sich,
Wenn säuberlich
Der Markt sich verschönet,
Daran auch das Alter sich gern gewöhnet.

Und wie einst den Vätern in Glück und Leid,
Die Glock' auf dem Thurm abzählte die Zeit,
So tönt' sie noch rein
Die Gegenwart ein
Und kündet' die Stunden,
Die Freunde getrennt und Freunde verbunden.

Doch weh! da schleicht sich mit tückischer Eil'
Das Feuer in's Rathhaus bei nächtlicher Weil',
Und blutig roth
Zeigt flammend der Tod
Sich hoch auf den Zinnen
Und lachet mit Hohn ob der Retter Beginnen.

Doch stolz noch steht, trotz der Flamme Sturm,
Im feurigen Mantel der feste Thurm,
Die Glocke klar,
Gar wunderbar,
Mit ehernem Munde
Verkündet die eigene Sterbestunde.

Und kaum, daß ihr letzter Klang verhallt,
Da stürzen die Mauern mit dumpfer Gewalt,
Ihr Blut schmilzt hinab
In's schwarze Grab,
Doch selig entschweben
Die sterbenden Töne zum reineren Leben.

Wohl dem, der im Tode selbst banget nicht,
Noch sterbend, der Glocke gleich, treu der Pflicht!
Im Engelchor
Schwebt der Geist empor,
Um mit den Seelen
Des Himmels unsterblich sich zu vermählen!

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

J. Gruber

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Görwitz, Bernhardt

Buch der Mährchen

Leipzig 1838

P.o.germ. 483 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108945-5